

481

Paul Parin

Das Ich und die Anpassungs-Mechanismen*

Übersicht: Parin unterscheidet Anpassungs- von Abwehrmechanismen. Es handelt sich um kultur- und schichtspezifische Modi der Bewältigung von Anforderungen der sozialen Umwelt. Realitätsgerecht eingespielt, entlasten und stabilisieren sie das Ich, schränken aber seine Flexibilität ein, wenn es gilt, rasch sich ändernden sozialen Gegebenheiten Rechnung zu tragen. Um die Anpassungsmechanismen zu erforschen, muß die vereinfachende Annahme einer wesentlich invarianten sozialen Umwelt aufgegeben werden. Der Mensch ist nicht Meister im sozialen Haus, sondern gehorcht bewußtlos den Imperativen sozialer Institutionen. Soll die Psychoanalyse dazu beitragen, daß drückende Sozialverhältnisse verändert werden, muß sie den Individuen dabei helfen, die Automatik unbewußt wirkender Anpassungsmechanismen zu brechen.

Der Titel dieser Arbeit, „Das Ich und die Anpassungsmechanismen“, soll an zwei Werke erinnern, deren entscheidende Bedeutung für die Entwicklung der Psychoanalyse unbestritten ist: „Das Ich und die Abwehrmechanismen“ von Anna Freud (1936) und „Ich-Psychologie und Anpassungsproblem“ von Heinz Hartmann (1939). Ich beeile mich hinzuzufügen, daß weder der Umfang des Artikels noch gar die Relevanz unserer Überlegungen den Anspruch auf einen Vergleich mit den beiden angeführten Arbeiten rechtfertigt. Das Verhältnis zu Anna Freuds Buch ist das einer Analogie: Anpassungsmechanismen nennen wir im Ich des Erwachsenen mehr oder minder fest etablierte Mechanismen, die unbewußt, automatisch und immer wieder gleich ablaufen, gerade so, wie es bei den Abwehrmechanismen beschrieben ist. Während sich diese jedoch im Ich etabliert haben, um unerwünschte oder störende Triebregungen, Wünsche oder Affekte abzuwehren, haben die von uns gemeinten Anpassungsmechanismen den Zweck, mit eingreifenden Einflüssen der sozialen Umwelt fertig zu werden. Auch in unserer Argumentation finden sich Analogien zum Vorgehen von Anna Freud, besonders aber in der Zielrichtung. Man hat die jeweilige Abwehrorganisation des Ichs als eine idiosynkratische Form, ja, als das wichtigste dynamisch wirksame Substrat des Ichs begreifen gelernt; in ähnlicher Weise scheinen sich auch die Anpassungsmechanismen zu einer Organisation zusammenzufügen, die idiosynkratische Merkmale des sozialen Verhaltens, ja, so etwas wie kulturspezifische Ichvarianten bedingt.

* Bei der Redaktion eingegangen am 8.2.1977.

482

Fragestellung

Auf die Arbeit von Heinz Hartmann haben wir angespielt, weil es uns um eine Art Fortsetzung derselben geht. Seit 1939 haben sich nämlich aus seiner Diskussion der Anpassungsleistungen des Ichs zwei ganz verschiedene Verwendungen des Begriffs „Anpassung“ in der Psychoanalyse entwickelt.

Anpassung oder „anpassungsmäßig“ meint erstens einen Gesichtspunkt, unter dem jedes psychische Phänomen betrachtet werden kann, so wie es auch genetisch (aus seiner Entstehung), strukturell (nach seiner Zuordnung zu einer der Strukturen des psychischen Apparats) usw. zu erklären ist. Der anpassungsmäßige Gesichtspunkt gilt selbstverständlich auch für Mechanismen, die sich im Ich etablieren.

Zweitens meint man aber mit Anpassung einen ganz bestimmten Prozeß und sein Ergebnis. Dieser Sprachgebrauch geht unmittelbar von der Aufgabe des Ichs aus, zwischen Innen- und Außenwelt zu vermitteln, der es seine Entstehung verdankt und die seine wichtigsten Funktionen bestimmt.

Die Ich-Psychologie hat sich eines theoretischen Kunstgriffs bedient, um den Weg der Anpassung an die Umwelt, die von Anfang an als soziale, als die Welt der Beziehungspersonen definiert war, zu bestimmen und um den Grad der erreichten Anpassung zu messen. Die Umwelt wurde auf eine „durchschnittlich zu erwartende“ reduziert, d. h. sie wurde als eine unveränderliche Größe angesetzt. Jetzt konnte sich die Erforschung des Ichs entfalten, der Gang seiner Entstehung und die Ausbildung seiner Struktur, bis auch sein Anpassungsapparat, für den die frühe psychoanalytische Forschung wenig Interesse aufbrachte, beschrieben war. Man sollte meinen, daß man nun den eingeführten Parameter wieder fallengelassen hätte und dem nachgegangen wäre, was die unterschiedlichen sozialen Verhältnisse, die gewaltig und oft gewaltsam auf uns einwirken, in der Struktur und für die Funktion des Ichs bewirken. Hartmann war sich dieses Problems bewußt, verfolgte es aber nicht weiter. Da schließlich der Mensch ein biologisches Wesen ist und im ganzen Tierreich Anpassung zum Zweck des Überlebens ein Hauptmerkmal der Leistungen jeder Spezies ist, erschien die Anpassung als ein Ziel; Abweichungen waren nur als Störungen, als Fehlgehen der normalen Entwicklung oder als Ausfall von Funktionen interessant. Eine Untersuchung der Veränderungen des Substrats „soziale Umwelt“ erübrigte sich. Wir haben versucht, den Kunstgriff rückgängig zu machen, die gesellschaftlichen Verhältnisse von der fiktiven Statik einer bloß angenommenen Durchschnittlichkeit freizusprechen und zu sehen, welche Vorkehrungen das Ich trifft, wie es eingerichtet ist, jenen Kräften zu

483

begegnen. In dieser Hinsicht setzen wir da fort, wo Hartmann aufgehört hat.

Daß wir dabei stellenweise auf Neuland stoßen, daß z. B. Anpassungsmechanismen des Ichs kaum bemerkt und schon gar nicht näher untersucht worden sind, obwohl es sich um alltäglich Beobachtbares handelt, hat mehrere Gründe. Viele Analytiker folgen noch heute dem biologistischen Ansatz, der die Umwelt als eine „naturegegebene“ ansieht und das Individuum allein als ein veränderliches – eine Auffassung, die für die Gesellschaft als Umwelt nicht haltbar ist. Ein weiterer Grund für diese Vernachlässigung ist wohl darin zu suchen, daß die Psychoanalyse zumeist schlechte Erfahrungen gemacht hat, wenn sie sich auf Einwirkungen der äußeren Realität bezog, statt die innere oder psychische Realität zum Bezugspunkt zu nehmen. Das Beispiel, das am besten bekannt ist, war Freuds Annahme, es sei die Verführung durch erwachsene Personen, welche eine traumatische Fixierung an sexuelle Kindheitserlebnisse zur Folge habe. Er mußte bald erkennen, daß es die Phantasie der Kinder selber war, welche äußerlich harmlose Ereignisse zu lebenszerstörenden inneren Dramen umdichtete. Die psychische Realität, der immerhin die praktische oder, wie Freud sie später nannte, die objektive Realität gegenüberstand, war und blieb das Hauptgebiet psychoanalytischer Forschung. Ich möchte betonen, daß auch Ich dieser Ausrichtung folge. Wer möchte bestreiten, daß z. B. der Struktur „Ich“, einem abstrakten Begriff, Psychisches den realen Inhalt gibt. Wenn wir hingegen untersuchen wollen, was für Kräfte aus dem Es die Abwehr auf den Plan rufen und die Errichtung von Abwehrmechanismen fordern, können wir von den Triebwünschen nicht absehen. Es ist bekannt, wie verschieden die Abwehr ausfällt, wenn libidinöse Strebungen etwa aus der oralen oder aus der analen Entwicklungsphase der Libido Befriedigung verlangen. In analoger Art müssen wir die Kräfte der Außenwelt ins Auge fassen, wenn wir die Ichstrukturen bestimmen wollen, die zur Anpassung dienen, ob es sich nun um eine passive, autoplastische oder um eine aktive, alloplastische Anpassung oder um eine gemischte handelt.

Der Einwand ist berechtigt, daß die Psychoanalyse längst daran ist, diesen Schritt zu tun. Was ist die Erforschung der frühen Beziehungsformen des Säuglings zur Mutter durch René A. Spitz u. a., die Beschreibung der frühen Kindheit durch Anna Freud, Margaret Mahler u. a. anderes, was ist die ganze Revision der Ichbildung im Lichte der präödipalen Objektbeziehungen anderes als Erforschung der Anpassung an die Personen der sozialen Außenwelt! Und ist nicht die Beachtung der Kommunikationsweisen, der Sprache, der Interaktionen in Familie und Gruppe der beste

484

Weg, die Anpassung des Ichs im einzelnen nachzuzeichnen. Eine andere Forschungsrichtung ist vor allem vom Sigmund Freud-Institut in Frankfurt (A. Mitscherlich u. a.) ausgegangen, wo eine vielfältige Nachprüfung

und Anwendung psychoanalytischer Erkenntnisse im Lichte historischer Prozesse und einer kritischen Gesellschaftsforschung im Gang ist.

Wir wissen heute ungleich mehr über die Psychologie der Sozialbeziehungen als 1939, zur Zeit, als Hartmann begann, das Problem der Anpassung zum Ausgangspunkt einer genaueren Erforschung der Struktur „Ich“ zu nehmen. Man könnte zuwarten, bis die Ergebnisse der Interaktionsforschung und der psychoanalytischen Sozialpsychologie ausreichen, um die Leistungen des Ichs in einer sich verändernden und auf es einwirkenden Umwelt zu bestimmen.

Unsere Methode

Statt dessen hat uns das Interesse daran, wie das soziale Verhalten analytisch zu erfassen ist, zu einem anderen Zugang gedrängt: Wir haben die psychische Entwicklung, den genetischen Gesichtspunkt, vorerst beiseite gelassen, haben von der Anpassung des Kindes an die Objekte seiner familiären Umwelt zwar Kenntnis genommen, sind aber dann direkt auf das soziale Verhalten der erwachsenen Person eingegangen. Den gleichen Weg hat Freud in „Massenpsychologie und Ich-Analyse“ (1921) eingeschlagen. Vom Verhalten der Massen und des Individuums in der Masse¹ ist er zu Deutungen und Rekonstruktionen gelangt, auf denen noch heute alles aufbaut, was wir über die Psychologie des Menschen in der Gesellschaft wissen.

Allerdings wurden wir durch zwei scheinbar ganz verschiedene Arbeitsmethoden zu den Anschauungen gebracht, die wir heute vorlegen.

Erstens war es die psychoanalytische Untersuchung von Angehörigen traditionsgeleiteter Völker, die außerhalb des „abendländischen Kulturkreises“ mit einer vorkapitalistischen Wirtschaftsform leben, die eine genauere Erfassung des Zusammenhangs jener Ichstrukturen (auf die man bei der Untersuchung unmittelbar stößt) mit den gesellschaftlichen Einrichtungen nötig machte. Dabei wurde es unumgänglich, die soziale Anpassung analytisch in Frage zu stellen. Es konnten eigenartige Ichfunktionen beschrieben werden, die in der europäisch-amerikanischen Psychoanalyse scheinbar nicht vorkamen oder zu wenig Beachtung gefunden hatten. Aus diesen Untersuchungen stammt die Beschreibung des „Gruppen-Ichs“, des „Clangewissens“, der spezifischen „Identifikationsmodi des Ich“.

¹ Freud bezog seine Überlegungen vor allem auf organisierte Massen (Kirche und Heer), die wir heute als Institutionen bezeichnen würden.

485

Die zweite, von der ersten stark beeinflusste Methode war die der klassischen Psychoanalyse in Europa. Ohne das Setting oder die übliche Deutungstechnik zu verändern, wurden Einwirkungen der sozialen Umwelt auf die Analysanden in den Deutungsprozeß einbezogen. Dies schien notwendig, weil viele Analysanden nicht imstande waren, eingreifende Umwelteinflüsse wahrzunehmen; diese waren, im deskriptiven Sinn, unbewußt, weil das Ich sich ihnen in seiner Struktur angepaßt hatte. Am klarsten trat bei diesem Vorgehen ein Mechanismus in Erscheinung, den wir vorläufig „Identifikation mit der Rolle“ genannt haben. Wir haben unser Vorgehen unter dem Titel „Gesellschaftskritik im Deutungsprozeß“ (1975) beschrieben und näher begründet. Heute versuchen wir, das Ergebnis dieser analytischen Deutungsarbeit für die Ichpsychologie fruchtbar zu machen, die klinischen Anzeichen automatischer Anpassung als Ichanteile zu beschreiben.

Wenn wir bei der Deutungsarbeit von Anpassungsleistungen des Analysanden an ihm unbekanntem (also im deskriptiven Sinn unbewußtem) gesellschaftlichen Einflüssen ausgehen (analog zu der Art, wie man einen Widerstand deutet), kommt es häufig zu einer Änderung der Beziehung zum Analytiker, z. B. zu einer Milderung des Übertragungswiderstandes oder zu einem Wechsel in der übertragenen Rolle². Solche Deutungen ziehen intrastrukturelle oder interstrukturelle Veränderungen nach sich, d. h. Änderungen der Ichstruktur oder solche des Verhältnisses zwischen dem Ich und dem Über-Ich oder dem Ich und dem Es. Dabei kann man zwei verschiedene Aspekte unterscheiden. Auf der einen Seite werden Mechanismen deutlich, die eine automatische Anpassung an gewisse soziale Forderungen und Kräfte gewährleisten und dem Ich eine relative Stabilität verleihen – wobei nichts darüber gesagt ist, ob diese stabilisierende Funktion gute, gesunde, normale Ich-eigenschaften oder eingeschränkte, pathologische betrifft. Auf der anderen Seite werden ganz verschiedene Veränderungen im Ich ausgelöst, die von einer Stärkung und Verbesserung aller Funktionen bis zu einer Erschütterung der Abwehrorganisation, zu tiefgehenden Regressionen und zum Einbruch bisher abgewehrter Triebansprüche variieren. Man kann sich das so vorstellen, daß die Anpassungsmechanismen das Ich in ähnlicher Weise von der ständigen Auseinandersetzung mit der Außenwelt entlasten, wie die Abwehrmechanismen das gegenüber den abgewiesenen Triebansprüchen leisten. Die andere Seite der Entlastung ist jedoch

² Sandler (1974) unterscheidet deutlich zwischen der auf den Analytiker übertragenen Gefühlseinstellung und der Rolle, die das Kind einem Elternteil zuschrieb, die ebenfalls übertragen werden kann.

486

Erstarrung und Einschränkung: Was das Ich an Stärke gewonnen hat, büßt es an Flexibilität und Elastizität ein³. Fällt der Zwang zur automatischen Anpassung weg, so erhält das Ich – nach Überwindung einer Phase der Erschütterung – neue Möglichkeiten, sich zu organisieren. Es kann sich zur Außenwelt, aber vor allem gegenüber Es und Über-Ich besser oder zumindest anders einstellen als vorher. – Praktisch sieht das so aus, daß die Deutung unbewußter Anpassung zumeist davon gefolgt ist, daß neues Material aus dem verdrängten Unbewußten auftaucht, daß die Beziehung zu den Objekten der Liebe und der Aggression, einschließlich jener zum Analytiker, sich verändert und vor allem, daß die Anteile des Über-Ichs, die mit den Sozialbeziehungen zusammenhängen, einer Neubearbeitung offenstehen. M. a. W.: die Analyse vertieft sich, wenn man dem Ich durch solche Deutungen vorübergehend die stützende Funktion seiner automatischen Anpassung entzieht.

Abgrenzung gegen andere Anpassungsleistungen

Einige einfache, man kann auch sagen primitive Anpassungsmechanismen sind bei Kindern gut zu beobachten, z. B. die Ritualisierung und die Imitation. Sie setzen das Ich instand, Anpassungsaufgaben mit geringer Energie gerecht zu werden, die sonst einen großen Aufwand erfordern würden. Treten in der Kindheit exzessive Ritualisierungen auf oder ersetzt ein imitatorisches Verhalten reifere identifikatorische Prozesse und Lernvorgänge, so kann man darauf schließen, daß das Ich Konflikten aus der Triebphäre, zumeist großen Ängsten oder Versagungen von seiten der Beziehungspersonen, ausgesetzt ist. Im Sinne einer notfallmäßigen Ichregression trachtet das Ich, seine Schwäche durch Verstärkung dieser Mechanismen auszugleichen. Beide Mechanismen stehen auch dem Erwachsenen zur Verfügung. Es ist bekannt, wie Zwangssymptome sich durch Ritualisierung im Ich ausbreiten, oder besser gesagt, das Ich zwingen, sich den Erfordernissen des unverständlichen Zwanges automatisch zu unterziehen. Exzessive Imitationsneigung bei Erwachsenen ist ein sehr auffallendes Symptom, das auf schwer gestörte Objektbeziehungen oder vielmehr auf ein regressives Ausweichen auf eine konfliktfreie Modalität der Beziehungen zum Objekt hinweist. Natürlich können diese und ähnliche primitive Mechanismen auch weiterhin der Anpassung an die äußeren Erfordernisse dienen. Wir könnten kaum eine Arbeit ohne die Hilfe von Routine, von einigen angepaßten Ritualisierungen leisten; ohne die

³ „...jede Anpassung ist partieller Tod, Aufgeben eines Teiles der Individualität; ...“ (Ferenczi, 1931, S. 248).

imitatorische Funktion wäre kaum ein Erlernen neuer Fertigkeiten möglich.

Eine Hausfrau, die in analytischer Behandlung steht, kocht dreimal täglich, wäscht ab, kauft ein, kocht und serviert das Essen. Alles ist restlos ritualisiert, läuft wie am Schnürchen. Doch fühlt sie sich erschöpft, hat keine Freude an dieser Arbeit, und die Familie klagt über die „lieblos“ zubereiteten Mahlzeiten. Der Hinweis, daß eine ritualisierte Handlung abläuft, die Eigeninitiative erspart und ausschließt, bringt Unordnung in den geordneten Haushalt, ermöglicht es aber der Patientin, ihre Einstellung zu den Mitgliedern ihrer Familie zu revidieren, z. B. zu erleben, daß sie für gar niemanden kochen möchte, weil sie fühlt, daß ihr zu wenig Anerkennung und Liebe geboten wird. Ausnahmsweise wirkt hier ein primitiver Anpassungsmechanismus so, wie wir es bei den weiter unten beschriebenen, komplexeren schildern: im Sinne einer Stabilisierung des Ichs, deren Wegfall die Abwehrorganisation in Bewegung bringt.

Es ist kein Zweifel, daß die Anpassung an soziale Erfordernisse unter anderem das beinhaltet, was man unter Sublimierung oder sublimierter Triebabfuhr und -befriedigung versteht. Sublimierte Triebregungen haben nicht nur ihr Objekt gewechselt und können an einem Verschiebungersatz ablaufen. Auch das Ziel, die Befriedigung selbst hat sich verändert, obzwar wir der Meinung nicht folgen, daß sublimierte Leistungen „konfliktfrei“ geworden sind, sondern annehmen, daß die so abgeführten Konflikte nur relativ entspannt und deshalb gut verschieblich, gleichsam plastisch geworden seien, können wir Anpassungsmechanismen nicht mit Sublimierungen gleichsetzen (Parin, 1969). Deutet man nämlich solche Anpassungen, wird der Unterschied alsbald klar. Die Aufklärung „echter“ Sublimierungen, die ichsynton sind, d. h. die Abfuhr von Aggression oder Libido erlauben, hat keine weitere Folge. Wenn hingegen eine automatisch und unbewußt erfolgte soziale Anpassung gedeutet wird, hat dies eine Umorientierung des Ichs, oft eine Aktivierung abgewehrten Materials und nicht selten weitergehende Prozesse der Umstrukturierung zur Folge. Wenn man die Unterscheidung zwischen Sublimierung und Anpassungsmechanismus, die uns zwar theoretisch und auch therapeutisch fruchtbar erscheint, nicht machen wollte, könnte man sagen: Bei Sublimierungen haben die synthetischen und integrativen Funktionen des Ichs das Übergewicht, bei anderen Anpassungen überwiegen gesellschaftliche Zwänge, denn Isolierung, Liebesverlust, Beschämung und andere Strafen drohen, wenn das Ich sich nicht anpaßt. Daß die Anpassung unbewußt erfolgt, ist aus der defizienten Wahrnehmung des „beobachtenden Ichs“ zu erklären, das es nötig hatte, sich so weit anzugleichen, bis es seine eigenen Interessen von denen der sozialen Umwelt nicht mehr unterscheiden konnte.

Manchmal ist man versucht, in Reaktionsbildungen, die ihren Symptomcharakter verloren haben, Anpassungsmechanismen zu sehen. Das bekannteste Beispiel ist die Körperpflege, die aus einer Reaktion auf anale

488

Schmierlust hervorgeht, und, „sekundär autonom“ geworden, nicht nur zu einem unerläßlichen Bestandteil der libidinösen Besetzung des eigenen Körpers und zu einer Stütze des Selbstgefühls wird, sondern auch der sozialen Anpassung dient. Die Vernachlässigung der erworbenen Sauberkeitsgewöhnung kann geradezu als Mittel des sozialen Protests verwendet werden. Solche Reaktionsbildungen haben u. a. sicherlich auch die Funktion der sozialen Anpassung. Sie sind ein bleibendes Resultat der Erziehung, ein Ergebnis der Sozialisation des Kindes. In der Analyse wird es jedoch deutlich, daß es sich um echte Abwehrmechanismen handelt. Das heißt: Ohne ein tiefgehendes Durcharbeiten der Widerstände können sie nicht verändert oder aufgegeben werden. Es wäre sehr unzuweckmäßig, den Anpassungswert, den sie haben, und ihre Bedeutung für die kulturspezifische Ausformung des Ichs mit der Dynamik ihrer ursprünglichen Funktion, der Triebabwehr, zu verwechseln.

Obzwar die Abgrenzung nicht immer klar zu ziehen ist, glauben wir, daß man unter dem Gesichtspunkt der Anpassung lediglich andere Mechanismen zusammenfassen sollte, denen die Funktion der Triebabwehr nicht oder nicht mehr zukommt, die dazu dienen, Erfordernissen und Pressionen der Außenwelt zu begegnen und die dadurch dem Ich eine relative Stabilität verleihen oder erhalten⁴. Daß dieses Ich eine Abwehrorganisation aufweist, die Triebregungen unterdrückt oder nur in der Form von Symptombildungen zuläßt, sollte wie bisher auf die psychische Realität von Phantasien, Wünschen und Ängsten und nicht auf die Umwelt und ihren Einfluß bezogen werden.

Die Anpassungsmechanismen; gemeinsame Merkmale

Gemeinsam ist den Anpassungsmechanismen, daß sie sich als Stabilisatoren für die Ichorganisation erweisen, solange die sozialen Verhältnisse, unter denen eine Person lebt, sich nicht ändern. Sie funktionieren automatisch und unbewußt, und sie gewährleisten einen relativ konfliktfreien Umgang mit ganz bestimmten gesellschaftlichen Einrichtungen. Dadurch sind sie ökonomisch vorteilhaft: Sie entlasten andere Ichapparate und erleichtern es, zu Triebbefriedigungen zu gelangen, die von der Umwelt im Rahmen der entsprechenden Institutionen geboten werden. Narzißtische

⁴ Nach Hartmann könnte man die Annahme machen, daß es sich bei den Anpassungsmechanismen „ursprünglich“ um Abwehrmechanismen gehandelt habe, die, „konfliktfrei“ geworden, nun mit „neutralisierter“ Libido besetzt seien und zu den „sekundär autonomen“ Ichfunktionen zu zählen wären. Die Entstehungsgeschichte der Mechanismen, ihre

Einrichtung im Ich widerspricht einer solchen Annahme. Eine vertiefte Diskussion des Begriffs der Neutralisierung der Libido, den wir in Frage gestellt haben (1969), würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen.

489

Befriedigungen treten dabei gegenüber den objektbezogenen in den Vordergrund. Andererseits schränken alle Anpassungsmechanismen die Flexibilität des Ichs ein und verhindern, daß eine weitere Anpassung der Triebwünsche an andere oder sich verändernde soziale Verhältnisse zustande kommt. Ursprünglich dienen sie also der Einrichtung des Realitätsprinzips; dann aber können sie es beeinträchtigen. Wir schreiben den Anpassungsmechanismen keine konstante Beziehung zu den Affekten zu. Ihr Funktionieren ermöglicht zwar u. U. Wohlbefinden (Sandler); man kann aber nicht sagen, daß sie immer von Wohlbefinden begleitet sind oder darauf abzielen. Beim Versagen der automatischen Anpassung tritt häufig Angst auf; sie dient aber nicht zur Vermeidung oder zur Abwehr von Angstgefühlen.

Auf eine kurze Form gebracht, kann man sagen: Abwehrmechanismen erfordern Energie (eine Gegenbesetzung), um das Ich von Triebansprüchen zu befreien, während Anpassungsmechanismen das Ich von dieser Aufgabe entlasten.

während man die Abwehrmechanismen als Niederschlag (oder als das im Ich errichtete Erbe) der kindlichen Triebkonflikte ansehen kann, sind die Anpassungsmechanismen ein viel direkterer Ausdruck dessen, daß die soziale Umwelt in die Ichstruktur eingreift: Sie werden zwar ebenfalls bereits in der Kindheit angelegt. Zeitlebens bleiben sie aber sozialen Kräften unterworfen. Der „Einzige und sein Eigentum“ (Max Stirner), die Idee einer freien Entscheidung über das eigene Verhalten, die von den Traditionen des Liberalismus bis zur Sartreschen Existenzialphilosophie hochgehalten wurde und in psychoanalytischen Begriffen wie Ich-Autonomie und Ich-Dominanz ihren Niederschlag gefunden hat, wird durch die Existenz der Anpassungsmechanismen weiter in Frage gestellt.

Im folgenden versuchen wir, drei Anpassungsmechanismen zu beschreiben, die wir zwar z. T. aus analytischen Gesprächen mit Afrikanern abgeleitet haben, die aber auch das Ich unserer Analysanden in Europa auszeichnen. Damit ist nicht gesagt, daß es nur diese drei Mechanismen gibt. Wenn sich unsere Anschauungen bewähren sollten, wird man wahrscheinlich mehrere Anpassungsmechanismen finden oder zumindest den dritten (die Identifikation mit der Rolle) in verschiedene Varianten aufsplittern müssen.

Bei jedem der drei Mechanismen geben wir zuerst einen kurzen Überblick :

1. über die Bedingungen, unter denen sie im Ich „eingerrichtet“ werden,
2. über ihre Dynamik und Wirkungsweise und

3. über die Auswirkungen des Mechanismus für das gesellschaftliche Verhalten.

490

Das „Gruppen-Ich“⁵

Überblick: Die Entstehung des Gruppen-Ichs führen wir auf relativ spannungsfreie identifikatorische Beziehungen zurück, die sich in der Kindheit und Adoleszenz vorzugsweise zu gleichgeschlechtlichen Gleichaltrigen in „horizontalen“ Gruppen etablieren. Wenn diese Beziehungen weder durch Frustration noch durch Aggression gestört werden, und wenn gewisse „orale“ Ich-Eigenschaften erhalten bleiben, ist der Erwachsene immer wieder bereit, solche befriedigenden Beziehungen einzugehen. Sind in einer sozialen Situation Gemeinschaften oder Gruppen vorhanden, in denen wegen ihrer Struktur und der besonderen Psychologie der Mitglieder gegenseitige brüderliche bzw. schwesterliche Identifikationen möglich sind, ist das Gruppen-Ich ein Garant für eine gute soziale Anpassung (z.B. im Dogon-Dorf). Dieser Anpassungsmechanismus gibt die Gemeinschaftsstruktur der Gesellschaft genauer wieder als andere. In der Kleinfamilie hat er keinen Platz. Im öffentlichen Leben der urbanisierten Industriegesellschaft muß er versagen. In dieser wird ein Ich, das so eingerichtet ist, schwer beeinträchtigt und unterliegt pathologischen Regressionen. Mitunter kann das Gruppen-Ich auch in unserer Gesellschaft im Rahmen sozial randständiger Brüdergemeinden der Anpassung dienen. Obzwar es den Beteiligten Stabilität und ein ungewöhnliches Aktivitätspotential verleiht, entspricht es eher einem utopisch erwünschten Zustand, als daß es zu Veränderungen der Gesellschaft drängt.

Beispiele: Wir haben das Gruppen-Ich zuerst bei Afrikanern beschrieben. Es war leicht abzugrenzen, sei es, weil die menschliche Umwelt für diese Afrikaner wichtiger ist als für uns, um ihrem Im ein relativ autonomes Funktionieren zu ermöglichen, sei es, weil uns ihre Abhängigkeit von der sozialen Umwelt deutlicher wurde als die von europäischen Analysanden, deren Abhängigkeiten den unseren gleichen.

Aber auch Europäern muß man ein Gruppen-Ich zuschreiben: „Nehmen wir einen europäischen Gelehrten, der befriedigt von einer wissenschaftlichen Diskussion mit Fachkollegen heimkehrt und für dessen Wohlbefinden solche Anlässe wichtig sind. Schreiben wir ihm zu, daß sein Wohlbefinden von der Befriedigung aggressiver und libidinöser Wünsche herkommt, die nur unter diesen Bedingungen in sein Im Einlaß finden können. Die Voraussetzung dazu, die für das ganze Ich gültige Funktions-

⁵ Der Ausdruck „Gruppen-Ich“ wurde von Paul Federn (1936) geprägt, der in einer Spekulation über frühere Zivilisationsformen meinte, die Ichgrenzen seien einst verwaschener oder gar nicht vorhanden gewesen. Wir geben dem Wort einen ganz anderen Sinn.

491

weise ist, daß das Ich die Fähigkeit ausgebildet hat, in der Diskussion ziel-abgelenkt und dem Sekundärprozeß unterworfen Befriedigungen zu genießen, sofern, und dies wäre Manifestation des Gruppen-Ich, eine Gruppe da ist, deren Struktur wissenschaftliche Diskussion erlaubt und deren Mitglieder ein Ich mit sehr ähnlichen Fähigkeiten haben“ (Parin et al., 1971, S. 537 ff.).

Dynamik und Funktion: Unter „Gruppen-Ich“ verstehen wir eine für das ganze Ich gültige, besondere Funktionsweise und eine Reihe besonderer Ichfunktionen, Manifestationen des Gruppen-Ichs, die auf die Mitwirkung einer Gruppe von Menschen angewiesen sind, um suffizient zu sein und zu bleiben, Dabei muß die Gruppe eine bestimmte Struktur aufweisen und ihre Mitglieder müssen in besonderer Weise reagieren; ihre emotionelle Bereitschaft und/oder ihre Fähigkeit, ganz bestimmte Rollen zu übernehmen, ist die Voraussetzung dafür, daß das Gruppen-Ich in Funktion tritt. Diese Ichfunktionen beruhen auf der erworbenen Bereitschaft des Ichs, ganz bestimmte identifikatorische Beziehungen einzugehen. Das Gruppen-Ich ist also keine grundsätzlich andere psychische Struktur als das sonst beschriebene Ich, aber auch keine zusätzliche, wie wenn etwa ein eigenes abgegrenztes Ich und dazu noch ein Gruppen-Ich vorhanden wäre.

Identifikationsmodi dieser Art hat Freud (1921) beschrieben. Teilnehmer einer Masse nehmen die Gestalt des Führers zum Ich-Ideal und ermöglichen es damit, untereinander relativ spannungsfreie Identifikationen einzugehen. Er beschreibt diese Identifikationen als eine vorübergehende Beziehungsform, vermutet, daß dabei die Besetzung der Massenteilnehmer mit homosexueller Libido eine Rolle spiele, und erinnert daran, daß heterosexuelle Liebesbeziehungen die Tendenz haben, den Zusammenhalt der Masse zu stören oder zu sprengen.

Doch wird nicht jedermann vollends zum Teilnehmer einer Masse. Die Neigung, den Führer oder gemeinsame Ideale zum Ichideal zu machen, ist individuell verschieden stark ausgebildet. Das Ich verschiedener Personen gibt sich in sehr unterschiedlicher Weise zur Errichtung und zum Festhalten identifikatorischer Beziehungen her. Bei den afrikanischen Untersuchungen hat es sich gezeigt, daß ähnliche identifikatorische Beziehungsformen eingegangen werden können, ohne daß es zu einer Massenbildung kommt, ohne daß ein Führer oder eine Leitidee in Erscheinung tritt.

Das ist unter folgenden Bedingungen möglich:

1. Das Ich hatte in seiner früheren Entwicklung die Bereitschaft erworben,

492

Identifikationen mit Beziehungspersonen einzugehen, die ganz bestimmte Gefühle erweckt und Befriedigungen gewährt haben. Diese Beziehungsform nennen wir, mit einem nicht wörtlich zu nehmenden Ausdruck, brüderliche und schwesterliche.

2. das Ich hat die Fähigkeit bewahrt, auf orale Beziehungs- und Stillungsmodalitäten zu regredieren, zumindest wenn die Beziehungspersonen keine Aggressionen (z. B. Neid, Rivalität u. ä.) auslösen. Diese Fähigkeit zur oralen Regression, so nimmt Fenichel an, sei die Voraussetzung für jede neue Identifikation, die immer auf einen Akt der Einverleibung zurückgehe. Das Gruppen-Ich ist nicht unbedingt geneigt, solche Regressionen zuzulassen; es mag im übrigen starr erscheinen. Wenn jedoch das Verhalten der betreffenden Gruppenmitglieder formal und emotional ein brüderliches bzw. schwesterliches ist, ist das Gruppen-Ich bereit zur Regression und zur Etablierung jener Identifikationen. Die Gruppe als Ganze wirkt dann „mütterlich“, in dem Sinn, daß die Beteiligten darin orale Partizipation und oralen gegenseitigen Austausch finden; diese orale „Stillung“ kann sich auf jede Art von libidinöser Befriedigung beziehen. Oral meint hier die Entwicklungsstufe des Ichs und nicht das Niveau der Libidoentwicklung.

3. Ist die Identifikation hergestellt, kommt dem Ich als ganzem eine Stärkung zu. Es funktioniert als ganzes besser. Dies geht wahrscheinlich darauf zurück, daß – ähnlich wie bei der Massenbildung – Aggressionen nur noch nach „außen“, nicht auf die Mitglieder der Gruppe gerichtet werden, diese vielmehr in zielabgelenkter Form relativ frustrationsfreie Befriedigungen anbieten. Die Bindung selbst wird bei dieser Form der Anpassung durch zielabgelenkte homosexuelle Besetzungen erhalten.

Die *Entstehung des Gruppen-Ichs* führen wir auf Identifikationen in der Kindheit und Jugend zurück, die nicht in die sogenannte „Identifikation mit dem Aggressor“ ausgehen. Bekanntlich hat Freud gefunden, daß das Ich die Spuren aller früheren Objektbeziehungen enthält, daß es sich aus Identifikationen aufbaut. Doch scheint der Ausgang verschieden zu sein: Einmal wird er durch Frustration oder Drohung erzwungen; es kommt zur Aufrichtung von Attributen des Beziehungsobjekts im Ich. Ein andermal ist der Ausgang friedlicher, nicht durch Frustration oder Aggression erzwungen. Dann werden nicht Attribute des Objekts verinnerlicht, das Ich richtet jedoch einen Apparat ein, der immer wieder bereit ist, solch eine befriedigende Beziehung zu wiederholen, wenn die Außenwelt sie bietet. Diese strukturelle Spur befriedigender Identifikationen ist einem elektrischen Stecker vergleichbar, der dem Ich immer wieder Energie zuführt, sofern eine genau den gewünschten Strom spendende Person oder Gruppe

493

da ist. Es ist zu betonen, daß dieser Mechanismus keine eigene Besetzung mit Triebenergie aufweist, wie dies bei den Abwehrmechanismen (als Gegenbesetzungen) angenommen werden muß. Der Stecker führt Energie zu, enthält aber keine.

Es sind Beziehungen zur Gruppe gleichgeschlechtlicher Gleichaltriger (peer groups, Brüdergemeinden, diverse Gangs, Jugendgruppen und Bünde), die am ehesten solche Identifikationen gestatten. Der hierarchischen oder, soziologisch gesprochen, vertikalen Gruppenorganisation steht eine paritätische, horizontale gegenüber. In dieser können solche spannungsfreien Identifikationen stattfinden, sofern die Gruppe genügend mütterlich gewährende, pflegende und stillende Verhaltensweisen hat und nicht durch Rivalitätsaggressionen u. ä. zu sehr gestört ist, um eine zeitweise „orale Regression“ zu erlauben. Wenn in der Kindheit und Jugend ein Gleichgewicht zwischen den vertikalen Personengruppen (nach dem obligat vertikalen Muster der altershierarchischen Familie) und den horizontalen oder vielmehr ein harmonischer Wechsel zwischen beiden besteht, bildet sich ein wohlfunktionierendes Gruppen-Ich aus, das die spätere soziale Anpassung an entsprechende Gruppen erleichtert.

In unserer Gesellschaft sind viele Gruppen nur scheinbar horizontal organisiert, weisen aber in bezug auf ihre psychologische Wirkung eine hierarchische Struktur auf. Bei den Pfadfindern haben Führungshierarchie und Ideologie, in unseren Schulen der konkurrenzbezogene Leistungsdruck und die daraus entstehende Rivalität das Übergewicht über die horizontale Altersgliederung der Gruppen. In diesen Institutionen kommt in der Regel die Identifikation mit dem Aggressor, nicht aber ein Gruppen-Ich zustande.

Andererseits erzwingen manche vertikalorganisierte Gruppen, so die altershierarchisch gegliederte matrilineare Sippe der Agni, eine orale Regression, welche dazu verhilft, sogar höchst bedrohliche Objekte (eine vergewaltigende phallische Mutter) nicht nach dem Typus der Identifikation mit dem Aggressor einzuverleiben, sondern als Identifikationsbereitschaft einzubauen.

In der *therapeutischen Psychoanalyse* gibt das Gruppen-Ich häufig dem Arbeitsbündnis seine Wirksamkeit. Dabei tritt „die gute, gemeinsame, analytische Arbeit“ ins Ichideal der Beteiligten ein. Sie wird besetzt, analog dem Führer bei der Massenbildung. Das erleichtert die gegenseitige Identifikation. (Eine gemeinsame Idealbildung als Voraussetzung für die Identifikation, nach dem Freudschen Modell der Massenbildung, kommt auch beim Gruppen-Ich vor.) Eine milde homosexuelle Übertragung, die für das Arbeitsbündnis und für den Fortgang der Analyse so förderlich ist,

494

kann auf das Gruppen-Ich zurückgeführt werden. Dabei ist zu beobachten, daß zielabgelenkte prägenitale Befriedigungen bei der Partner durchaus zulässig sind, z. B. Zeigen und Schauen, und daß das Ich trotz der Regression gestärkt scheint. Ein Auftauchen ungehemmter sexueller oder aggressiver Übertragungen (Sexualisierung bzw. Aggressivierung) beeinträchtigt das Arbeitsbündnis sogleich, ebenso ein Verstoß des Analytikers gegen seine brüderliche bzw. schwesterliche Verhaltensrolle. Das Gruppen-Ich verliert seine "automatische" Anpassungsfunktion. Die Abwehrorganisation des Ichs tritt wieder voll in ihre Rechte, ob sie nun suffizient oder durch Symptombildungen gekennzeichnet ist.

In Ausbildungsanalysen kann das Gruppen-Ich die Zugehörigkeit zur Gruppe der Analytiker zum Inhalt nehmen. Ist dieser Anpassungsmechanismus suffizient, wird das Ich relativ konfliktfrei und der analytische Prozeß kommt zum Stillstand. Bei diesen Personen wird die Analyse wieder in Gang kommen, wenn es ihnen möglich ist zu erleben, welche Verunsicherung es für ihr Gruppen-Ich bedeuten würde, wenn sie *nicht* Analytiker werden könnten.

Häufig festigt der Anpassungsmechanismus Icheinstellungen des Analysanden und kann dann mit einem Widerstand verwechselt werden. Der Umgang mit einer Gruppe von Trinkkumpanen, die Teilnahme am Einladungsritual einer Schicht mit vornehm-bürgerlichen Lebensformen, die Beteiligung an einer politischen Gruppierung werden oft wirkungslos als „Agieren“ gedeutet. Wenn es gelingt, dem Analysanden zu zeigen, daß ihm etwa das beliebte Trinken mit den Kneipenbrüdern eine bedrohliche Scham vor sozialem oder geschlechtlichem Versagen erspart, die er ohne seine Gruppe auszustehen hätte, kann sowohl der Mechanismus durchschaubar werden als auch die Analyse der entsprechenden Symptome in Gang kommen. Das angepaßte Ich war stabilisiert; im weniger angepaßten werden Konflikte lebendiger und eher erlebbar .

Besondere Auswirkungen: Wir haben den vorbildlichen Gemeinschaftssinn, der im traditionellen Dogondorf herrscht, auf ein ausgeprägtes Gruppen-Ich zurückgeführt. Dieses wird in einer „mütterlich“ wirkenden Gruppe ausgebildet, in die das Kind im 4. Lebensjahr unmittelbar nach einer verlängerten Zeit der Stillung und symbiotischen Zweisamkeit mit seiner Mutter eintritt. Das Gruppen-Ich wird in der Adoleszenz und später im Leben des Erwachsenen in entsprechend organisierten Gruppen, die aus ähnlich sozialisierten, gleichgeschlechtlichen und gleichaltrigen „peers“ bestehen, verstärkt und erneuert.

Es liegt nahe, eine Erziehung zu einem besseren Sozialverhalten, die manche utopischen Erziehungsmodelle anstreben, dadurch zu bewerkstelligen,

In bezug auf die Familienforschung stellt sich die Frage, ob nicht Anpassungsmechanismen, die dem Gruppen-Ich ähnlich sind, bei Patienten mit einer besonderen Form der schizophrenen Entwicklung eine Rolle spielen. Familienforscher und -therapeuten (H. Stierlin u. a.) schildern Menschen, die von ihrer Mutter so eingreifend und einseitig sozialisiert worden sind, daß sie nur in einer Welt leben könnten, die ganz von den Regeln und Erwartungen bestimmt ist, die ihnen von der Mutter und den anderen Familienmitgliedern vermittelt wurde. Da diese Welt der außerfamiliären Wirklichkeit nicht entspricht, sind sie psychotisch. Wir haben beobachtet, daß erwachsene Dogon, die mittels eines gut ausgebildeten Gruppen-Ichs gute Ichfunktionen und eine ausreichende Stabilität haben, plötzlich in psychotiforme Zustände geraten, wenn sie unvermittelt in eine anders strukturierte Umwelt kommen. Es tritt sogleich eine Restitution ein, wenn sie in ihr Dorf zurückkehren. Könnte es nicht sein, daß „delegierende“ Mütter durch ihre verwöhnende Haltung die Ausbildung oraler Ichqualitäten fördern, und daß die wechselseitige Identifikation mit den Familienmitgliedern für den gebundenen „Delegierten“ einen unersetzlichen Ichstabilisator darstellt? Der Gesichtspunkt der Delegation ist bei den Familienforschern (ebenso wie die Interaktionsmodalitäten oder das sog. Vermächtnis) auf den interpersonellen Prozeß bezogen. Das psychotische Ich sollte hingegen auch als Struktur, also metapsychologisch, zu beschreiben sein. Es scheint mir, daß das Ich der „gebundenen Delegierten“ durch sein Kommunikationssystem und seinen Umgang mit den Objekten (z. B. Spaltung und Introjektion) noch unzureichend charakterisiert ist, und daß es sich durch die Einrichtung eines besonderen Anpassungsmechanismus auszeichnet.

Das „Clangewissen“

Die großartigste Anpassungsleistung an die Erfordernisse der sozialen Umwelt ist zweifellos die Errichtung des Über-Ichs. Dieser außerordentlich komplexe Vorgang führt zu einem Ergebnis, das nicht als „Mechanismus“ beschrieben werden kann; mit Recht spricht man von einer eigenen Instanz, einer vom Im abgegrenzten Struktur.

⁶ Die Hypothese, die Murphy (1974) zur Erklärung der weltweit verbreiteten Protestbewegung der Jugend aufgestellt hat, wäre mit der Annahme von Mechanismen, die dem Gruppen-Ich nahestehen, gut vereinbar.

Überblick: Doch kann das Ich die Fähigkeit ausbilden und bewahren, äußere Autoritäten oder Institutionen zeitweise oder vorübergehend an Stelle eines verinnerlichten Über-Ichs zu setzen. Sie werden mit den gleichen Triebenergien besetzt und wirken verbotend und belohnend auf das

Ich zurück. Das Ich neigt dazu, diesen Wechsel als Mechanismus zu etablieren, wenn die erziehenden Instanzen, Eltern und Familie, während der Dauer der kindlichen Abhängigkeit in besonders hohem Maße äußeren, makrosozietaeren Einflüssen ausgesetzt sind. Extreme Lebensumstände (privilegierte Kasten, Gettoisierung, Pauperisierung) und besonders auch aufgezwungene oder hoch besetzte Ideologien (beim Kleinbürgertum, bzw. bei religiösen Sekten) begünstigen eine solche Ichentwicklung. Dann fallen, für das Ich, äußere und innere Instanzen (Introjekte) zusammen. In einer klassenlosen Gesellschaft, in der die ideologischen Forderungen die Interessen des Einzelnen in seiner Sozietät relativ genau widerspiegeln, wirkt das Clangewissen nicht nur stabilisierend; es fördert dort jene Ichinteressen, die überhaupt sozial durchgesetzt werden können. Widersprechen die ideologischen Werte und Vorschriften jedoch den Bedürfnissen des Einzelnen, wie dies bei unseren Analysanden, die alle in einer Klassengesellschaft leben, zumeist der Fall ist, schränkt das Clangewissen das Individuum oft in der Hinsicht ein, daß sein Ich auch noch jene Selbständigkeit gegenüber der sozialen Umwelt verliert, die es – nach Überwindung von Schuld und Scham gegenüber dem internalisierten Über-Ich genießen könnte.

Beispiele: Ein einfaches Beispiel für das „Clangewissen“ entnehmen wir dem Gespräch mit einem frommen, heidnischen Dogon: er sagt, daß er nach islamischem Ritus beten würde, wenn er in ein muslimisches Dorf käme. Bewußt meint er dazu, „damit die Ältesten dort nicht traurig sind, wenn einer ihren Glauben nicht teilt“; und „es ist für niemanden gut, wenn die Dorfältesten bedrückt sind, dann können sie nicht richtig für das allgemeine Wohl sorgen“. Religiöse Vorstellungen und Vorschriften, die zum Über-Ich zu rechnen sind, werden an äußere Instanzen delegiert. Vom Ich aus gesehen erfolgt eine Entlastung, wenn man sein Über-Ich durch äußerlich angepaßtes Verhalten befriedigen kann.

Auch an unseren Analysanden ist mitunter zu sehen, daß die Delegation des Über-Ichs an äußere Instanzen dem Ich eine Entlastung bringt, ohne daß es zu einer bewußten Aufarbeitung der Schuld, zu einer Lockerung der Abwehrorganisation kommen muß. Die bekanntesten Beispiele sind die Beichte bei kirchengläubigen Katholiken und der Soldat im Krieg, der ohne Gewissensqual tötet.

Dynamik und Funktion: Bereits Freud (1921) hat ausdrücklich zwischen der Identifizierung mit einem Objekt, die zu lustvollen Gefühlen Anlaß geben kann, und der Verkörperung des Ich-Ideals in einer äußeren Autorität (etwa der Kirche) unterschieden. Sandler (1964/65) hat den Vorgang genauer dargestellt und ihn als alltägliches Vorkommnis bezeichnet: „Das

Über-Ich wird jedoch nur so lange vom Ich gestützt, wie umgekehrt das Über-Ich als Ich-Stärkung funktioniert. Es gibt jedoch Situationen, in denen das Ich die Normen und Vorschriften des Über-Ichs absolut außer acht lassen kann und wird, nämlich, wenn es anderweitig in ausreißendem Maße narzißtische Stützung finden kann“ (S. 741). „Im täglichen Leben gibt es viele Beispiele dafür, daß die Moral und die Ideale einer Gruppe an die Stelle der individuellen moralischen Einstellung treten, z. B. bei religiöser Bekehrung, bei der Bandenbildung und der Heldenverehrung der Jugendlichen“ (S.742).

Von einem Clangewissen würden wir jedoch nur sprechen, wenn die Veräußerlichung zur Erhaltung des Ichs notwendigerweise, also automatisch eintritt; bei diesen Personen ist keine „anderweitige...narzißtische Stützung“ nötig. Die Externalisierung selbst bringt sie mit sich. *Zur Entstehung des Clangewissens:* In unserer Kultur kommt es dazu, wenn die erziehenden Eltern gegenüber der Umwelt, die sie vertreten, als Person zurückstehen und dem Kind statt dessen Werte oder Ideologien anbieten, die nicht ihre eigenen sind, die ihr Verhalten vielleicht gar nicht bestimmen oder vor denen sie selber versagen oder sich fürchten. Erfolgt dies in kritischen Phasen, so wird das Clangewissen zu einer dauerhaften Erwerbung. Vor allem die passive Unterwerfung unter die versagende Hauptperson im ödipalen Konflikt scheint bei uns eine solche empfindliche Phase zu sein, besonders wenn aus der präödipalen Entwicklung starke Verlassenheitsgefühle, das Gefühl, nicht geliebt zu werden, oder ein Defizit der narzißtischen Besetzung des Selbst resultieren.

Projektionen und Spaltungsvorgänge, bei denen Anteile eines grausamen Über-Ichs oder präautonome Überich-Kerne nach außen verlegt werden, gehören jedoch nicht hierher. Es sind notfallmäßige Abwehren, durch die das Ich kaum entlastet wird. Abwehrversuche mittels primitiver Mechanismen haben wenig Anpassungswert, ebensowenig paranoide Wahnbildungen. Andererseits wird in *therapeutischen Analysen* leicht übersehen, daß es zahlreichen Menschen gelingt, das Über-Ich einer Person oder Gruppe zu überantworten, die Macht oder Prestige ausübt, und so ihr Ich scheinbar zu entlasten und zu stabilisieren. Der Althändler, der die Geschäftsmoral seiner Berufskollegen teilt, folgt seinem „Clangewissen“ ebenso wie der Fanatiker, der für eine gute Sache ganz rücksichtslos kämpft; aber auch der Analysand, der den Analytiker, der „alles versteht“, zum Überich-Träger macht und sonst verbotene Triebwünsche zuläßt. Es sind keineswegs psychiatrisch als psychopathisch einzustufende Personen, die diesen Mechanismus aufweisen. Gerade gut angepaßte, brave Bürgerinnen

und Bürger mit relativ suffizienten Ichfunktionen passen sich äußeren Mächten an, um ihrem Inneren vorerst Kraft zu geben.

Der Wiederholungscharakter solcher Haltungen würde dafür sprechen, daß es sich um eine Übertragung handelt, besonders wenn die Überich-Funktion dem Analytiker zugeschrieben wird. Eine Deutung der vermeintlich abgewehrten Triebregungen und der Übertragung ist überraschenderweise nicht möglich. Der Patient hat kein Verständnis für die Deutung. Er sagt: „So ist es doch, alle tun das, alle verlangen das“ ; er meint die Gruppe, der er sein Über-Ich zuteilt. Beharrt der Analytiker auf seiner Deutung, wird seine Person und seine Moral für den Analysanden fragwürdig, was sich in Enttäuschung, aggressivem Rückzug, Unterwerfung oder anderswie äußern mag. Wenn man jedoch so vorgeht, daß der Analysand zuerst erkennt, wen und was er anstelle seines individuellen Gewissens zum Richter einsetzt, und dann die Moral seines Clangewissens sorgfältig bloßlegt, enthüllt sich in der Regel, daß das Ich durch Angleichung des Über-Ichs an äußere Forderungen entlastet worden war.

Das Ich der jungen Agnifrau Elisa hat mit Hilfe des Clangewissens, das der Reihe nach ihre Mutter, den Schiedsrichter Ibi, den Dorfcchef und die Magierin von Yosso zum „Ideal“ nahm, eine jeweils genügende Entlastung gefunden, als es vom wiederbelebten ödipalen Konflikt schwer erschüttert war. Es ist kein Zweifel, daß die geliehenen „Moralen“ weitgehend mit ihrer eigenen zusammenfielen. Wenn bei unseren Analysanden eine entsprechende Übereinstimmung zwischen der eigenen und der äußeren Moral herrscht, ist der Mechanismus analytisch kaum zu erschüttern. Widersprechen jedoch die ideologisch vertretenen Werte den Ichinteressen des Analysanden, kann es zu einer Revision des Mechanismus kommen.

Besondere Auswirkungen: Die Bedeutung des Clangewissens ergibt sich nicht so sehr aus der projektiven Identifikation, mit der das Introjekt nach außen verlegt wird, mit dessen Forderungen das Ich sich identifiziert. Dieser Mechanismus bekommt seine soziale Bedeutung vielmehr aus der entgegengesetzten Bewegung: Wenn sich die Forderungen und Werte, die in der Gesellschaft gelten, ändern, ein Vorgang, der durch Macht und Propagandamittel gesteuert werden kann, dann muß das Ich sich der neuen Ideologie fügen oder sich ihrer bedienen, um voll funktionstüchtig zu bleiben. Dieser Anpassungsmechanismus funktioniert um den Preis einer erhöhten Manipulierbarkeit des Subjekts.

Es wäre zu untersuchen, ob diejenigen psychotischen „Delegierten“, die aus ihrer Familie eine Art Immunisierung gegenüber dem individuellen Gewissen mitbringen, vielleicht mit einem Clangewissen ausgestattet sind. Deutlicher scheint dieser Mechanismus beim sogenannten „Vermätnis-

499

träger“ in Erscheinung zu treten. Mehrere Generationen seiner Familie liefern ihm das Substrat für sein Clangewissen. Werden diese Werte in einer Therapie oder dadurch, daß sie von den öffentlich geltenden allzu sehr abweichen, unwirksam, kommt es zuerst zu einer Erschütterung des Ichs, das auf den narzißtischen Gewinn aus einem guten Clangewissen angewiesen war.

Die „Identifikation mit der Rolle“

Vorbemerkung: „Identifikation mit der Rolle“ nennen wir komplexe Anpassungsmechanismen, die sich vorübergehend oder dauerhaft im Ich etablieren. Die Abgrenzung dieser Mechanismen von anderen Funktionen ist nicht scharf, ihre Dynamik ist vielleicht nicht einheitlich, und wir können auch für die Psychogenese keine sicheren Angaben machen. Dennoch halten wir diese Mechanismen für eine bisher unersetzliche Ergänzung der Ichpsychologie. Wir selber können in der Praxis ohne den Begriff nicht mehr auskommen; er gestattet eine breite Verknüpfung der individuellen Psychologie mit der Sozialpsychologie, der Lehre vom Verhalten in kleineren Gruppen und in der Makrosozietät.

Unter „Rolle“ verstehen wir das, was in der Soziologie damit gemeint ist: das erwünschte und geforderte Verhalten, je nach Geschlecht, Lebensalter, in der Familie, im Beruf, als Teilnehmer der verschiedenen Institutionen.

Gruppen-, kasten- und klassenspezifische Verhaltensweisen werden in ihrem Rollen aspekt einbezogen⁷. Positiv bewertete Rollen – der Familienvater, der Unternehmer, der Arbeiter – oder negativ bewertete – der Kriminelle, der Geisteskranke, der Bevormundete (das Mündel) – sind gleichermaßen gemeint. Alle diese sozialen Rollen stehen im Zusammenhang mit gesellschaftlichen Institutionen. Der ideologische Überbau der Institutionen enthält jeweils die Wünsche und Forderungen, die von der engeren und weiteren Sozietät auf den wirklichen oder präsumptiven Rollenträger gerichtet sind. Dabei ist es gleichgültig, ob die Gesellschaft und ob der Rollenträger sich jener ideologischen Inhalte bewußt ist oder nicht.

Hingegen meinen wir mit der sozialen Rolle nicht alles, was sich in einer funktionalistischen Soziologie als Rolle definieren läßt; ideologisch nicht definiertes Sozialverhalten jeder Art, sei es in der betreffenden Gesellschaft nun erwünscht, gleichgültig oder verpönt, ergibt nicht die Möglichkeit zur „Identifikation mit der Rolle“. Das soziale Verhalten einer Person, ob es nun, psychologisch gesprochen, dem Realitätsprinzip oder einem

⁷ Mit dem Rollenspiel im Psychodrama nach Moreno hat die Identifikation mit der Rolle nicht viel gemein.

500

Wiederholungszwang folgt, wird erst zum Rollen-Verhalten, wenn es im ideologischen Kontext vordefiniert ist. Damit ist jedoch noch nichts darüber ausgesagt, ob die Person sich der Rolle gemäß verhält, ohne sich mit ihr zu identifizieren, oder ob sie sich mit ihr identifiziert. Die „Identifikation mit der Rolle“ ist ein psychologisch zu beschreibender Vorgang, ein Schritt (unter anderen), durch den eine „objektive“ zu einer „subjektiven“ Rolle wird.

Um ein Beispiel zu geben: Ein homosexueller Mann hat ein bestimmtes soziales Verhalten. Er wählt männliche Sexualpartner. Damit ist noch nichts darüber gesagt, daß er sich der Ideologie der Institution „Homosexualität in der Industriegesellschaft“ entsprechend verhält. Tut er dies, frequentiert er die entsprechenden Treffpunkte, kleidet und benimmt er sich den ideologischen Erwartungen der Gesellschaft entsprechend, verhält er sich wohl der sozialen Rolle gemäß. Damit ist noch nichts darüber gesagt, ob er sich mit der Rolle des Homosexuellen identifiziert. Tut er dies – ein rein psychologischer Vorgang –, ist es zu einer Änderung in seinem Ich gekommen, die sich psychologisch beschreiben und psychoanalytisch aufklären läßt.

Überblick: Mit der Entwicklung des Ichs in der Kindheit erwirbt dieses die Fähigkeit, verschiedene Rollen zu übernehmen, die ihm die Familie, später die Schule und eine weitere Öffentlichkeit zuteilen, und sich gemäß diesen Rollen zu verhalten. Obzwar Konflikte zwischen dem Es und den Forderungen der Erziehung damit nicht gelöst werden, entspannt die Identifikation manche dieser Konflikte. Le Coultre (1970) hat betont, daß das Ich des Erwachsenen häufig „gespalten“ ist: man ist ein tüchtiger, erwachsener Mann und gleichzeitig ein hilfloser, kleiner Junge, oder eine alternde Frau von 45 Jahren und gleichzeitig eine Adoleszente, die das Leben noch „vor sich“ hat. Die Beibehaltung und Abspaltung einer kindlichen Rolle dient nach Le Coultre dem Schutz des erwachsenen Ichs vor unerledigten kindlichen Konflikten, also letzten Endes der Abwehr. Andere Autoren (Richter, 1976) meinen, daß die Übernahme von Rollenzuschreibungen Angst erspart oder vermeidet, insbesondere die Angst, nicht geliebt und schutzlos allein gelassen zu werden, die sich von der Trennungsangst des Kindes ableitet. Wir haben gesehen, daß eine vorübergehende oder dauernde Identifikation mit der Rolle dem Ich eine größere Stabilität verleiht. Zur Entspannung von Konflikten mit der Außenwelt wäre ein bloßes übernehmen von Rollenverhalten ausreichend; dies könnte nicht erklären, warum die Rolle weiter gespielt wird, wenn kein äußerer Konflikt mehr droht.

Auch bei der Rollenidentifikation werden innere Konflikte nicht gelöst. Doch resultieren für das Ich zwei Vorteile, wenn es die ihm zugeteilten Rollen nicht nur übernimmt, sondern sich mit ihnen identifiziert: Die äußere Anpassung erfolgt dann automatisch, sie erfordert keinen Beset-

501

zungsaufwand. Eine dabei eventuell nötige Ichspaltung wird zumeist nicht wahrgenommen und beeinträchtigt die Gesamtfunktion kaum. Zweitens bietet die Identifikation immer eine wirkliche oder phantasierte libidinöse oder aggressive Befriedigung, die manchmal auf die rollenzuschreibenden Objekte bezogen ist; ergänzend bietet sie eine narzißtische Befriedigung darüber, daß man einer ist, der seiner Rolle entspricht.

So sehr die Identifikation mit der Rolle ein Hauptinstrument der Angleichung des Erwachsenen an gesellschaftliche Forderungen und Zwänge ist, so sehr ist die Analyse dieser Identifikationen (seien sie nun auswechselbar und kurzfristig oder dauerhaft) ein unersetzliches Instrument der Emanzipation. M. a. W.: Der Mensch ist nicht Meister im eigenen Haus. Die Analyse muß ihm nicht nur bewußt machen, welchen Kräften aus dem Verdrängten er unterliegt, sondern auch, welche Gewalten seiner Umwelt automatisch über ihn herrschen, weil sein Ich sich, zumeist unbewußt, über diverse Rollenmuster mit ihnen identifiziert hat.

Beispiele: Besonders deutlich wurde die Identifikation mit der Rolle bei Afrikanern, in deren relativ einfach strukturierter sozialer Umwelt die Zuschreibungen deutlicher und weniger zahlreich sind als bei uns. In den Gesprächen mit F. Morgenthaler (Parin et al., 1971) imponierte Brou Koffi als energischer, selbstsicherer und umsichtiger Mann, solange er in seiner Rolle als Dorfchef sprach. Mußte er unter dem Ansturm von unbewußtem Material oder durch Deutungen seines Verhaltens die Rolle als Dorfchef aufgeben, war er von Ängsten geplagt, ratlos, unterwürfig; sein Selbstgefühl lag darnieder. Trat eine neue Dorfchefpflicht an ihn heran, übernahm er die gebotene Rolle und sein seelisches Gleichgewicht stellte sich sofort wieder her. Ein Fall aus meiner Praxis in Zürich zeigt die Wirkung der Rollenidentifikation:

Ein tüchtiger, intelligenter und scheinbar wortgewandter Arzt hatte mir in vier Vorbesprechungen überzeugend und mit einem einfühlbaren Affektgehalt seine Biographie und seine Gründe dargelegt, warum er eine Analyse brauche. Als ich auf seinen Vorschlag einging und er beginnen wollte, mir seine Einfälle ohne vorherige Planung mitzuteilen, konnte er nicht sprechen. Dies war eine äußerst kränkende Erfahrung für ihn, die sich trotz aller Versuche, ihm darüber hinwegzuhelfen, mehrmals wiederholte. Jedes Wort, das er von sich aus sprechen, jedes Gefühl, das er zeigen wollte, war von lähmender Angst oder vernichtender Scham behindert. Während der gleichen Zeit arbeitete er als Chefarzt eines komplizierten medizinischen Betriebes energisch und klaglos und galt als ein zwar kühler, aber freundlicher, umgänglicher und selbstsicherer Kollege. Die Identifikation mit der zugeteilten sozialen Rolle war stufenweise erworben worden und hatte sonst defiziente Ichfunktionen ersetzt.

Einmal hatte er sich mit der sozialen Rolle als Arzt nicht identifizieren können, als er versucht hatte, eine Stelle im Ausland anzunehmen, wo ganz andere Rollenerwartungen auf sein ärztliches Auftreten gerichtet waren. Dort wurde er plötzlich verwirrt, wollte sich umbringen und kehrte noch rechtzeitig heim, um da einen anderen Platz als Arzt zu finden.

In der psychoanalytischen Theorie und Praxis pflegt man ein solches Phänomen zu erklären, ohne den Begriff der Identifikation mit der sozialen

502

Rolle beizuziehen. Ich habe dies ebenfalls getan, und die Analyse hatte schließlich Erfolg. Doch glaube ich, daß meine Deutungen wie auch mein Verständnis für den Patienten unvollständig geblieben sind.

Während der Analyse werden an den Analytiker neben den bekannten Übertragungsrollen (Sandler, 1974), z. B. einer erziehenden Mutter während der analen Phase, andere Rollenerwartungen herangetragen, ihm zugeschrieben oder auf ihn projiziert. Die eigene Rollenidentifikation bewirkt, daß der Partner, alloplastisch, mit einer entsprechenden Rolle identifiziert und dementsprechend behandelt wird.

Eine jüngere Ärztin hatte einen jungen Mann aus einer sehr begüterten Familie in Analyse. Das Arbeitsbündnis war gut, die Übertragung hatte eine mild erotisierte, brüderlich-positive Tönung. Der Patient hatte in den letzten Stunden versucht, sich über die komplizierten und quälenden neurotischen Verstrickungen in seiner elterlichen Familie Klarheit zu verschaffen. Da er damit nicht zu Rande kam, versuchte die Analytikerin im Sinn einer Klarstellung zusammenzufassen, was er über seine Familie gesagt hatte. Der Patient wurde ganz plötzlich ungehalten, herrschte die Analytikerin an, darüber habe sie nicht zu reden, er wisse nicht, was er hier noch zu suchen habe. Der Analytikerin fiel zuerst ein: Er ist sehr reich, und dann: Er herrscht mich an wie ein Dienstmädchen. Eine entsprechende Intervention machte dem Patienten bewußt: Solange ich zu meiner Ärztin rede, habe ich in ihre Kompetenz volles Vertrauen, und sie versteht mich wie eine Schwester. Sobald sie über meine Familie redet, in der ich „Sohn einer vornehmen Familie“ bin (wir würden sagen: mit dieser Rolle identifiziert), ist sie wie ein Dienstmädchen, das man angestellt hat, das aber kein Recht hat, sich in Familienangelegenheiten einzumischen. Nach dieser Deutung stellte sich die günstige Arbeitsatmosphäre wieder her.

Entwicklung der Rollenidentifikation: Wahrscheinlich fallen die genetischen Schritte, die zur Ausbildung der Rollenidentifikation führen, mit der Entwicklung des kindlichen Ichs zusammen, die sich nie in einer unveränderten Umwelt abspielt: Allein schon im Älterwerden durchläuft das Kind in bezug auf seine Rollen ständig wechselnde gesellschaftliche Situationen, an die es sich

anpassen muß. Spätere Rollenidentifikationen werden den früh zugeteilten und auferlegten in der Familie und in der Schule nachgebildet, sozusagen in die gleichen Ichkonturen eingezeichnet. Später kommt es durch gesellschaftliche „Notwendigkeiten und Zwänge“ zur Identifikation mit einer sozialen Rolle. Der Unterschied zwischen Not und Zwang ist nicht groß. Beides bedeutet, daß es vorteilhafter ist, die zugeschriebene Rolle zu übernehmen, als sie abzulehnen. Wenn man die Rolle nicht übernimmt, drohen Gefahren, es tritt Furcht vor realen Frustrationen und Strafen auf, deren Stätte das Ich ist. Das schließt nicht aus, daß gleichzeitig neurotische Ängste ausgelöst werden. Wenn eine Frau heiratet, um ihre Rolle als Hausfrau und Mutter zu finden, mag sie Angst vor den Nachteilen und Diskriminationen haben, die eine unver-

503

heiratete Frau in unserer Gesellschaft erwarten. Das schließt nicht aus, daß sie eine neurotische Angst vor dem Alleinsein hat, die ihren Entschluß mitbestimmt. Sowohl Ängste, die durch reale Drohungen ausgelöst werden, als auch solche, die von Triebkonflikten herkommen, können bewußt oder unbewußt sein.

Dynamik und Funktion: Mit der Identifikation mit der sozialen Rolle ist nicht einfach die Ausführung der zugeschriebenen Verhaltensweisen gemeint, sondern eine besondere Form, wie das Ich mit zugeschriebenen Rollen umgeht. Bei der Untersuchung des Mechanismus fällt ins Gewicht, daß Angst zwar ganz generell als Regulator wirkt, daß sich aber die Verfolgung der Angstsignale im Ich nicht eignet, viel mehr von den Vorgängen im Ich zu erkennen, als daß es zur Ausführung einer Rolle kommt oder daß Unsicherheit und drohende Gefahren dem Ich eine Anpassung in irgendeiner Form nahelegen⁸. Aus der Beobachtung von Familien und Gruppen könnte abgeleitet werden, daß die Angst vor Isolierung, Ausschluß oder Liebesverlust die Rollenidentifikation in erster Linie oder gar ausschließlich bestimmt (Richter, 1976). Doch sind bewußte Ängste bei der Übernahme zahlreicher neuer Rollen in makrosoziellen Institutionen oft nicht nachweisbar; und gerade die Identifikation mit Rollen, die das Subjekt isolieren, von der Familie und Gruppe abheben und trennen, verleihen dem Ich häufig eine besondere Stabilität, so daß die Wirksamkeit unbewußter Trennungsangst unwahrscheinlich wird.

Die wichtigsten psychologischen Voraussetzungen dafür, daß es zu Rollenidentifikationen kommen kann, sind: aktive Anpassungsvorgänge an die zu übernehmenden sozialen Rollen und libidinöse und aggressive Erlebnisse, die von den Rollenzuschreibungen und Rollenerwartungen der Umwelt im Individuum ausgelöst werden. Denn die Gesellschaft bietet jedem Individuum Frustrationen und Verführungen, die für seine soziale Lage spezifisch sind und der einseitigen Anpassung des psychischen Apparats Vorschub leisten. Ja, es ist zu vermuten, daß die Klassen-,

Berufs- und Machtposition des Individuums ständig in die Besetzungen des Selbst eingreift und das Verhältnis der psychischen Strukturen zueinander bestimmt.

⁸ Unserer Auffassung der Identifikation mit der Rolle stehen andere gegenüber, denen gemeinsam ist, den Mechanismus als Abwehrmechanismus zu beschreiben, und zwar so, daß die Abwehr gegen Angst gerichtet ist. Am klarsten wird dieser Standpunkt von der sog. englischen Schule vertreten, die dem Gedankengut von Melanie Klein verpflichtet ist.

I. Menzies untersucht „Das Funktionieren von Sozialsystemen als Angstabwehr“ („The functioning of social systems as a defence against anxiety“), besonders die Rollenzuteilung innerhalb einer Institution, einer Ausbildungsstätte für Krankenschwestern in einem großen Londoner Spital. Die Ausführung der zugeschriebenen Rolle dient, so

504

Identifikationen mit sozialen Rollen, so widersprüchlich oder frustrierend sie auch sein mögen, dienen jedenfalls der sozialen Anpassung; ohne solche Identifikationen wäre ein richtiger Umgang mit der Umwelt ungeheuer erschwert. Die Rollen selbst sind abgeleitet und definiert von gesellschaftlichen Institutionen. Viele dieser Institutionen sind so eingerichtet, daß sie für den einzelnen wie ein Abwehrmechanismus wirken, der nach außen verlegt ist. Freud (1912/13, S. 89) hat das zuerst an der „Strafordnung“ aufgedeckt:

„Wenn einer es zustande gebracht hat, das verdrängte Begehren zu befriedigen, so muß sich in allen Gesellschaftsgenossen das gleiche Begehren regen; um diese Versuchung niederzuhalten, muß der eigentlich Beneidete um die Frucht seines Wagnisses gebracht werden, und die Strafe gibt den Vollstreckern nicht selten Gelegenheit, unter der Rechtfertigung der Sühne dieselbe frevle Tat auch ihrerseits zu begehen. Es ist ja eine der Grundlagen der menschlichen Strafordnung, und sie hat die Gleichartigkeit der verbotenen Regungen beim Verbrecher wie bei der rächenden Gesellschaft zur Voraussetzung.“

Wir sind noch lange nicht so weit, die psychosoziale Wirksamkeit auch nur der wichtigsten Institutionen ganz zu durchschauen. Ihre psycho-

lautet die Erklärung, jedenfalls der Angstabwehr. Denn die Realität (der Institution) wirkt als Symbol, das Angst auslöst, welche aus unbewußten Phantasien stammt. Wenn das Symbol (also der symbolische Aspekt der Realität) mit der unbewußten Phantasie gleichgesetzt wird, tritt unbeherrschbare, akute Angst auf. Wenn das reale Geschehen als Symbol den unbewußten Phantasieinhalt jedoch nur darstellt (repräsentiert), kann die Angst beherrscht werden. Die Voraussetzung, daß die Realität (z. B. Arbeiten in jener Institution) jedenfalls zuerst einmal Angst auslöst, erlaubt es theoretisch, Rollenidentifikationen als Angstabwehr zu beschreiben. Praktisch wird von der Tatsache, daß Angst auftritt, wenn eine soziale Rolle aufgegeben wird, abgeleitet, daß der Rolle die Funktion zukommt, Angst abzuwehren.

In diesem Rahmen können wir natürlich keine genügende Würdigung oder Kritik der Theorie von Melanie Klein geben. Für unser Thema ist immerhin eine deutliche Abgrenzung unserer Deutung von jener der englischen Schule möglich. Diese hat den Vorteil, ein einfacheres Modell zu liefern. Statt wie wir eine Abwehrorganisation und daneben Anpassungsmechanismen anzunehmen, kommt sie mit dem einen Begriff der Abwehr aus.

Daß jedoch Angst auftritt, wenn sich eine Situation ändert, läßt u. E. nicht darauf schließen, daß die Situation der Angstabwehr gedient hat. Der Umstand, daß ein Kind Angst zeigt, sobald die Mutter weggeht, läßt nicht darauf schließen, daß der Gegenwart der Mutter die Funktion der Angstabwehr zukam. Abgesehen von der Fragwürdigkeit dieser theoretischen Begründung ist das Modell Rolle/Angstabwehr ein geschlossenes: Die individuelle Psyche braucht die Institution zur Abwehr; die Institution wird entsprechend dem subjektiven (neurotischen) Bedürfnis organisiert. Dadurch wird der konservative Charakter der Institutionen, ihre Tendenz, entgegen vernünftigerer Regelung sich selber gleichzubleiben, erklärt. Geändert werden könnten sie nur durch „Einsicht“. – Unser Modell läßt offen, welche Verhältnisse den Institutionen und den in ihnen festgelegten Rollen ihre Haltbarkeit geben: soziale Verhältnisse, ökonomische und andere Interessen und Pressionen. Einsicht in ihre psychologische Wirkung allein vermag wohl das subjektive Erleben der Rolle zu verändern, bietet aber keine Gewähr dafür, daß sich die Institution mit den in ihr festgelegten Rollen, die von anderen Kräften abhängt, bereits ändert.

505

analytische Durchleuchtung, die Freud immer wieder in Angriff genommen hat, kam meist daran zum Stillstand, daß die Analytiker mit den gleichen Norm- und Wertsystemen identifiziert waren, die den Institutionen unter den herrschenden Verhältnissen ihre Legitimation gaben, und nicht die Freiheit hatten, sie in Frage zu stellen. „Sozial eingerichtete Abwehrsysteme“ (culturally constituted defensive systems), wie Pollock sie nennt, sind gesellschaftliche Einrichtungen, die das Individuum von sozial unerwünschten Triebregungen und der Arbeit der Abwehr oder des Verzichts entlasten. Die Kultur, die zum Teil auf Triebunterdrückung begründet ist, übernimmt mit ihren Institutionen einen Teil dieser Arbeit. Dem sich anpassenden Ich bleibt Abwehrarbeit erspart, sofern sich die Person mit der ihr institutionell zugeteilten Rolle normgerecht identifiziert. Der Befund, daß das Ich zur Identifikation mit der Rolle keine Energie braucht und sein Abwehrsystem dabei entlastet wird, kann nicht überraschen. Allerdings tauscht es für den ökonomischen Gewinn eine strukturelle Einschränkung ein.

Gelungene Identifikationen mit der Rolle entlasten das Ich. Manchmal helfen sie, intrastrukturelle Konflikte im Ich, z. B. zwischen aktiven und passiven Einstellungen, zu überbrücken, wenn etwa die Rolle eines mittleren Angestellten Passivität gegenüber den Vorgesetzten und Aktivität bei der Arbeit und gegenüber untergeordneten Personen verlangt. Die nötige Ausrichtung auf die Außenwelt kann unangenehme Affekte vorübergehend zum Schweigen bringen. Auch Es-Ansprüche können zurücktreten, so daß die Unterscheidung von einem Abwehrmechanismus nicht immer leicht ist. Der wichtigste Unterschied gegenüber einem komplexen Abwehrmechanismus, etwa der Icheinschränkung, liegt in der Triebbefriedigung, die der

Rollenidentifikation oft folgt. Dadurch wird der Mechanismus einer Symptombildung vergleichbar. Während jedoch ein neurotisches Symptom kaum je eine sekundäre narzißtische Befriedigung und eine entsprechende Erhöhung des Selbstgefühls mit sich bringt, geht die Identifikation mit der Rolle regelmäßig mit einer, allerdings oft nur vorübergehenden, narzißtischen Befriedigung einher.

Für beide Arten von Befriedigung, die objektbezogene und die narzißtische, ist zu bedenken, daß die Rollenidentifikation zwar oft verlangt, daß man auf bestimmte Befriedigungen verzichtet (etwa: Wer Auto fährt, trinkt nicht), aber daß nur die wenigsten sozialen Rollen dem Träger nicht zumindest irgendeine Befriedigung von seiten jener Objekte bringen, die ihm die Rolle zuschreiben.

Die narzißtische Befriedigung, die von der Rollenidentifikation ausgeht, fällt am meisten auf, wenn die Übernahme der Rolle massive Frustratio-

506

nen anderer Art mit sich bringt. Rekruten, die unter der Rechtlosigkeit und schikanösen Behandlung während der militärischen Ausbildung gelitten haben, erinnerten in der Analyse, wie ihnen die Identifikation mit der Rolle eine unmittelbare Erleichterung brachte. Ein Teil des individuellen Über-Ichs kann an die Befehlshaber delegiert werden; passive, masochistische, homosexuelle und andere regressive Befriedigungen werden plötzlich möglich. Hier, und gar erst bei weniger unangenehmen Rollenzuschreibungen, bleibt der narzißtische Gewinn, daß im Rekrut, Arzt, Vater etc. bin, nicht aus; handelt es sich um eine einigermaßen dauerhafte Identifikation, stärkt sich das Gefühl einer eigenen Identität, auch wenn diese noch so sehr auf unvermeidlicher oder sogar erzwungener Anpassung beruht.

Identifikationen mit der sozialen Rolle treten unter Umständen nur vorübergehend als Notfallmechanismus in Erscheinung. Ein sonst gültiger Mann schlägt „als Vater“ seine Kinder; ein ehrlicher Kaufmann gerät in Bedrängnis und übervorteilt „als Geschäftsmann“ seinen Freund und Partner. Das Rollenmuster, mit dem er sich identifiziert, enthält den Satz, daß im Geschäftsleben vor allem der eigene Vorteil verfolgt werden muß und daß die Freundschaft aufhört, wo das Geschäft beginnt. So wirken Rollenidentifikationen unter Umständen wie ein manischer Mechanismus, mittels dessen sich das Ich sonst gültiger Überich-Forderungen entledigt. Das Verhältnis der Ich-Identität (Erikson) zur Rollenidentifikation ist komplex. Für eine Abgrenzung der beiden Begriffe wäre eine ausführlichere Diskussion nötig, als sie hier gegeben werden kann. Dabei muß man von zwei einander scheinbar widersprechenden Feststellungen ausgehen, die sich von der psychoanalytischen Beobachtung ableiten: Einerseits baut sich die Ich-

Identität zum Teil aus Rollenidentifikationen auf, und andererseits verringert die Einrichtung einer haltbaren Ich-Identität die Tendenz, sich mit sozialen Rollen zu identifizieren. In den „epigenetischen Krisen“, in denen sich die Identität einer Person etabliert (und deren auffallendste Erikson beschrieben hat), gehen unter anderem zugeschriebene Rollenmuster, die durch Identifikation verinnerlicht worden waren, mehr oder weniger modifiziert eine Verbindung mit anderen, unter Umständen schon früher verinnerlichteten Identifikationen ein. Ist die erworbene Ich-Identität genügend stark und in die psychische Struktur integriert, so wirkt sie als Organisator, stabilisierend für das Ich. Es ist hinfort weniger darauf angewiesen, sich mit Rollen, welche das soziale Leben anbietet oder aufdrängt, zu identifizieren. Klinisch ist es manchmal schwierig, dauerhafte Identifikationen mit der sozialen Rolle von der Identität (Erikson) zu unterscheiden. Doch sollte man von Iden-

507

tität wohl nur sprechen, wenn die Summe der Selbstrepräsentanzen betroffen ist; ein Verlust der Identität geht immer mit einer Erschütterung einher und erfordert eine psychische Umstrukturierung, während lange währende Rollenidentifikationen leicht aufgegeben und gegen andere ausgetauscht werden, wenn sie keine Vorteile mehr bieten. Zahlreiche Menschen sind nicht imstande, sich mit den gebotenen Rollen zu identifizieren. Ihr Ich hat während seiner Entwicklung Verzerrungen erlitten oder es ist andauernd Stätte solcher Konflikte, daß die Person sich nicht gemäß den gebotenen Rollenmustern verhalten und/oder sich nicht mit ihrer Rolle identifizieren kann. Das Ich dieser Menschen wäre zwar auf Rollenidentifikationen dringend angewiesen, um eine genügende Stabilität zu bewahren, kann aber mit dem Gebotenen nichts anfangen. Jedem Psychiater ist jene unheimliche Folge der Hospitalisierung bekannt. Das Angebot immer eingeschränkterer Rollen, mit denen sich auch ein schlecht funktionierendes oder regrediertes Ich identifizieren kann, führt zu einer Stabilisierung im Sinne der rollenvermittelnden Institution. Das Ergebnis, zu dem eine automatische Anpassung unter solchen Umständen führt, heißt Hospitalismus. Zweifellos gibt es Personen, die sich mit keinem wie auch immer gearteten Rollenmuster, das ihnen geboten wird, identifizieren. Sie sind zwar durchaus imstande, sich dieser oder jener Rolle gemäß zu verhalten. Wird aber von der Umwelt ein automatisch konformes Rollenverhalten gefordert, das nur durch Identifikation mit dem vollständigen Muster geleistet werden kann, ziehen sie es vor, ihre soziale Situation zu verändern oder zu verlassen, um die gebotene Identifikation abzulehnen oder zu vermeiden. In sehr geschlossenen oder institutionell durchorganisierten sozialen Gruppen werden diese Individuen zu Gegnern oder zumindest zu Außenseitern der Gesellschaft. Aber wenn die soziale Lage auch keine so greifbaren Nachteile mit

sich bringt, erfordert die Ablehnung jeder Rollenidentifikation einen erheblichen psychischen Aufwand. Diese Menschen machen es sich nicht leicht. Ihr Ich verzichtet auf einen Stabilisator, der zumindest in unserer Gesellschaft leichter eingebaut als vermieden werden kann. Sie verzichten auf narzißtische Befriedigungen, die ihnen mit der Identifikation automatisch zufließen würden. Ihr Ich muß demnach Konflikte mit inneren und äußeren Instanzen andauernd verarbeiten, ohne Gewähr für den Ausgang derselben, ohne den oben beschriebenen Schutz vor Erschütterungen seines Gleichgewichts und in Gefahr, Befriedigungen kompensationslos einzubüßen. Welche frühkindlichen Entwicklungsschritte eine solche Charakterbildung einleiten, ist nicht klar; wahrscheinlich können sehr verschiedene Konstel-

508

lationen den gleichen Ausgang nehmen. Sicher haben alle diese Menschen eine starke Ichidentität, zu der weitere Rollenmuster gar nicht passen, und in die nicht dazu Stimmendes gar nicht integriert werden kann. Weiter hat man den Eindruck, daß sich das Ich dieser Personen gleichsam entschieden hat, eher dem verinnerlichten Ichideal als den Forderungen der Außenwelt zu folgen. Eine solche innere Autonomie und äußere Unabhängigkeit, die sich zwar nicht gefahrlos, aber offen allen Konflikten stellt, entspricht wohl dem emanzipatorischen Ziel der Psychoanalyse. Doch sieht man in therapeutischen und Lehranalysen häufig, daß die erreichte relative Ich-Autonomie zwar ausreicht, um künftige Identifikationen mit der Rolle nicht völlig unbewußt einzugehen, daß sie allein aber keine genügende Voraussetzung für die Ablehnung von Rollenidentifikationen ist.

Besondere Auswirkungen: Im Erwachsenenalter treten tiefreichende Psychologische Veränderungen ein, die von Einflüssen der Umwelt ausgelöst werden, und denen die Psychoanalyse bisher wenig Aufmerksamkeit gewidmet hat. Sie verlaufen häufig nicht so dramatisch und lebensentscheidend wie die Identitätsfindung, die von Erikson als letzter Entwicklungsschritt am Ende des Adoleszenzalters als Anpassung an neue Aufgaben und als innere Umstrukturierung beschrieben worden ist. Doch scheint es, daß spätere Umstrukturierungen, die große innere Konflikte und eine „Neuaufgabe“ von Kindheitskonflikten nach sich ziehen, von Veränderungen der Rollenidentifikation eingeleitet werden. Eine Rolle muß aus äußeren Gründen aufgegeben werden. Das Ich verliert seine Stabilität, die narzißtischen Befriedigungen, welche die Rolle geboten hatte, gehen verloren. Entweder werden neue Identifikationen gefunden, oder das Ich muß mit den auftauchenden Konflikten ohne diese Stütze fertig werden, was manchmal nur um den Preis neurotischer Symptombildung gelingt. Umgekehrt kann anscheinend eine Verarmung des Selbst an narzißtischer Besetzung das Ich zwingen, eine

Rolle, die viel Selbstgefühl, phallische Exhibition oder ähnliches erfordert, aufzugeben. Dann kommt der gleiche Prozeß in Gang.

Die Transformation des Menschen durch die Macht ist ein altes psychologisches Problem, das mittels der genaueren Beobachtung der Rollenidentifikation einige weitere Aufklärung findet. Obzwar wohl nur selten Analysanden in hoher politischer oder wirtschaftlicher Machtposition zur Beobachtung kommen, kann man bei genügender Kenntnis der Sozialbezüge die Machtposition als Rollenzuteilung bei nach außen hin wenig mächtigen Personen abgrenzen und bewußt machen. Es ist sehr auffallend, wie wenig objektbezogene Befriedigung an solche Rollen geheftet ist, und

509

daß die Ausübung und der Genuß von Aggression nur als zusätzlicher Gewinn erscheint. Der narzißtische Gewinn an Selbstbesetzung – sei es vom Selbstbild her, von der wirklichen oder phantasierten Bewunderung seitens der weniger Mächtigen, von der Identifikation mit mächtigeren Personen in ähnlicher sozialer Position – macht den Aufwand wett, der nötig ist, um Macht zu erringen und diese zu behalten. Manche Sozialrollen bringen zwar Macht, aber keine greifbaren materiellen Vorteile. Solche Rollen werden dennoch mit großem Aufwand festgehalten, weil der narzißtische Gewinn von der Übung der Macht ausgeht. Bei einigen Analysanden war zu beobachten, daß die narzißtische Zufuhr aus der Identifikation mit einer Machtrolle objektbezogene Bindungen schrittweise ersetzt hatte. In diesem Sinn entsprachen sie der banalen These, daß „Macht eine Sucht nach mehr Macht“ erzeugt.

In der therapeutischen Analyse: Während der Analyse achten wir darauf, welche Rollen jedem Analysanden zugeschrieben sind und wie weit er sich mit diesen identifiziert. Die Rollenidentifikation ist manchmal leicht wahrzunehmen, wie bei dem oben erwähnten jungen Mann, der als Sohn einer vornehmen Familie die Analytikerin zu einem Dienstmädchen machte. Die narzißtische Befriedigung aus dem aggressiven oder masochistischen Ausleben von Standes- und Klasseninteressen wird leicht übersehen, wenn der Analysand und der Analytiker der gleichen sozialen Schicht angehören und der Therapeut nicht eine besondere Fähigkeit hat, die gesellschaftlichen Kräfte zu durchschauen. Sobald der Analysand voll mit seiner Klassenrolle identifiziert ist, reicht der Blick des Analytikers, der sich auf die psychische Realität seines Patienten richtet, nur bis zu der Grenze, die von der Realitätsprüfung seines Patienten gezogen ist. Um den analytischen Prozeß zu begleiten, müßte er seine Aufmerksamkeit jedoch andauernd über beide Grenzen hinaus richten, über die Grenze zwischen bewußt und unbewußt und jene zwischen bewußter und nicht wahrgenommener sozialer Realität des Analysanden.

Bei der Deutung der Identifikation mit einer Rolle wird man sich am besten an die alte technische Regel erinnern, daß man regressiv Abwehrmechanismen zuerst deuten soll, und progressive, die dem Ich eine gewisse Stärke verleihen, erst später. Ähnlich sollte man Rollenidentifikationen, die dem Ich einen größeren Funktionsraum lassen und mit Triebbefriedigung einhergehen, erst deuten, wenn die Bereitschaft zu regredieren geringer geworden ist und keine unbeherrschbare Angst mehr droht. Dann aber wird die Deutung der Identifikation mit der Rolle unerlässlich, um unbewußte Konflikte, die das soziale Verhalten weitgehend bestimmen, einer bewußten Bearbeitung zugänglich zu machen.

510

Eine besondere Bedeutung kommt der unbewußten Rollenidentifikation am Beginn und Ende von Analysen zu.

Die Patientenrolle kann so konzipiert sein, daß der Patient körperliche Leiden hat, die dem Arzt gegenüber allein mitteilungs möglich sind, der sie zu heilen hätte. Wollte man das in einer Analyse als Widerstand deuten, müßte man gleichzeitig erraten haben, was durch die Klagen über körperliche Gebrechen abgewehrt wird. Nicht selten erlebt man, daß gar nichts abgewehrt worden ist, daß die vorübergehende Rollenidentifikation nur dem Ich Stabilität und Kraft geben sollte, Befürchtungen und anderen Belastungen standzuhalten.

Ein Architekturstudent, mit dem ich eine analytisch orientierte Psychotherapie begonnen hatte, klagte, mir gegenüber, lediglich über Kopfschmerzen. Als ich ihn auf seine Identifikation mit der herkömmlichen Patientenrolle hinwies, gab er zur Antwort: Sie tragen ja auch einen weißen Arztmantel. Ich hatte an diesem heißen Sommertag Jeans und ein Hemd mit offenem Kragen an. Während der Psychotherapie, die mit einigen Unterbrechungen zwei Jahre dauerte, war von Kopfschmerzen nie mehr die Rede. – An diesem Beispiel sieht man, daß, wie so häufig, eine zweite „rollenzuschreibende“ Person von der Identifikation mitbetroffen wird.

Am Ende einer Analyse täuscht die Identifikation mit einer neu erreichten gesellschaftlichen Rolle manchmal eine Heilung, zumindest eine gute narzißtische Restitution vor, wie sie seinerzeit Ferenczi und später Grunberger als charakteristisch für eine Auflösung der Kindheitskonflikte und für das „natürliche“ Ende der Analyse beschrieben haben. Realisiert der Analytiker diesen Sachverhalt, kann er die Rollenidentifikation leicht bewußt machen, ohne daß die erreichte soziale Position dadurch gefährdet würde. Dann kommt die Analyse jener Regungen in Gang, die das Ich, gestärkt durch die Rollenidentifikation, mittels seiner Abwehr vom Bewußtsein fernhalten konnte.

Die Anpassungsmechanismen und die „narzißtischen“ Störungen

Die beschriebenen Anpassungsmechanismen vermögen viel für das Ich zu leisten, wenn es unter eingreifenden oder wechselnden Bedingungen der Außenwelt funktionstüchtig bleiben soll. Sie dienen der Autonomie des Ichs (Rapaport), tendieren aber dazu, die Unabhängigkeit von der Umwelt zu beeinträchtigen. Treten sie in Funktion, wird das Ich von Triebkonflikten entlastet; es tritt weniger Angst auf und das Ich wird als ganzes stabilisiert. Die Umwelt greift aber in einer vom Ich nicht steuerbaren Weise in seine Struktur ein und bestimmt wichtige Ichfunktionen. Wenn die psychische Entwicklung, ergänzt zur Sozialisation, zu einem Ergebnis geführt hat, das der sozialen Umwelt, in die der Erwachsene ge-

511

rät, psychologisch nicht entspricht, können die Anpassungsmechanismen nicht ausreichen. Das geschieht nicht nur bei der Verpflanzung in einen anderen Kulturkreis (Emigration). Eine Veränderung der sozialen Situation (Verarmung, Proletarisierung, sozialer Aufstieg) hat die gleiche Wirkung. Zahllose Menschen werden davon betroffen, wenn sich die Makrosozietät rasch ändert (politische Umwälzungen, ökonomische Krisen, Urbanisierung, technologische oder machtpolitische und bürokratische Umorganisation der Gesellschaft). Dadurch, daß die Mechanismen das Ich nicht mehr entlasten, kommt es zu tiefgehenden Umstrukturierungen der Person. An anderer Stelle haben wir die Vermutung ausgesprochen, daß in solcher Weise „entfremdete“ soziale Situationen häufig neurotische Fixierungen manifest werden lassen, die unter anderen Umständen latent geblieben wären (Parin 1976).

In den letzten Jahren wurde von verschiedener Seite angenommen, daß „narzißtische“ Persönlichkeitsstörungen (Kohut) in den westlichen Industriestaaten vermehrt auftreten. Wir vermuten, daß dies weniger auf Änderungen der Familienstruktur und der frühkindlichen Erziehung zurückgeht als auf ein Versagen der Anpassung in einer entfremdeten sozialen Lage. Damit wollen wir sagen, daß das Ich zwar Anpassungsmechanismen ausgebildet hat, die ihm unter anderen Lebensumständen einen genügenden funktionellen Bereich sichern würden, daß aber eine Verarmung an Befriedigung einen Rückgriff oder Rückzug auf narzißtische Erlebnisweisen erzwingt. Rapaport hat überzeugend nachgewiesen, daß das Ich nicht nur auf eine genügende Zufuhr von Triebenergie aus dem Es angewiesen ist, um sich eine relative Autonomie zu bewahren, die bei einer neurotisch starren oder verzerrten Abwehrorganisation beeinträchtigt ist. Doch braucht es auch eine adäquate soziale Umwelt, in der es funktionieren kann, die es aufnimmt, die ihm „nutrition“ bietet. In einigen Analysen haben wir festgestellt, daß die Umwelt, gemessen am Ergebnis der psychischen Entwicklung und Sozialisation, allzu frustrierend war, und daß es zu scheinbaren narzißtischen Persönlichkeitsstörungen gekommen war.

Die soziale Anpassung gelang nicht mehr. Es kam zu einem narzißtischen Rückzug. Dieser entsprach zwar einer Regression auf frühkindlich-narzißtische Erlebnisweisen, war aber relativ leicht zu beheben, sobald eine aktive Veränderung der sozialen Lage oder auch nur die bewußte Auseinandersetzung mit dieser möglich wurde ⁹.

⁹ Von „echten“ narzißtischen Neurosen würden wir sprechen, wenn die Entwicklungsstörung in der Kindheit überwiegt und der äußeren Lebenssituation kein oder nur ein geringes Gewicht als Faktor der „Neurosenwahl“ zukommt.

512

In der modernen Industriegesellschaft erreicht die Sozialisierung des Menschen ein „höheres“ Ausmaß, in dem Sinn, daß die Anzahl der Rollen, die zu übernehmen sind, und die Unausweichlichkeit ihrer Zuschreibung zunehmen. Wirtschaftliche Entwicklungen und Krisen bringen einen häufigen und oft unvorhersehbaren Wechsel im Rollenangebot. Diese Verhältnisse scheinen dazu zu führen, daß das Ich sich mit immer mehr, z. T. widersprüchlichen Rollen identifizieren muß. Dadurch treten objektbezogene Befriedigungen und Konflikte zurück und werden von dem rollenidentifizierten Ich kompensatorisch aufgefangen, durch narzißtische Befriedigungen und Konflikte ersetzt. M. a. W.: Das Gleichgewicht zwischen den narzißtischen (aggressiven und libidinösen) Bedürfnissen und den objektbezogenen ist gestört; es kommt zu einer Verschiebung zugunsten der narzißtischen. Die fortschreitende Vermarktung des Individuums zwingt das Ich, den Lustgewinn objektaler Wunschbefriedigung gegen narzißtische Prämien umzutauschen, die mit den gebotenen Rollenidentifikationen eher vereinbar sind. Im Prinzip sind das reversible Prozesse. In Analysen kann man immer wieder feststellen, daß die „Vernarbung“ narzißtischer Verletzungen, die Verbesserung des Selbstgefühls, die bei einer konfliktfreieren Besetzung des Selbst zustande kommt, automatische Rollenidentifikationen unnötig macht, und daß scheinbar verlorene objektbezogene Besetzungen wieder hervortreten. Doch widerspricht eine solche Entwicklung der sozialen Situation. Propaganda und Reklame, vermittelt durch die Massenmedien und den marktgesteuerten öffentlichen Konsens (sowie durch die Moral der sogenannten „Sachzwänge“) haben geradezu den Zweck, narzißtische Bedürfnisse zu mobilisieren und Mittel zur narzißtischen Befriedigung anzubieten (etwa: ein neues Auto für eine narzißtische Lücke) ¹⁰. Gegenüber Propaganda und Angebot dieser Art ist das Ich relativ wehrlos. Da kein greifbarer Gegner vorhanden ist, kann es weder Aggressionen (im Dienste des Ichs) dagegen mobilisieren, noch kann es seine angepaßte Formation ohne weiteres aufgeben: es wäre vorerst erschüttert, mit inneren Konflikten und der Frustration seiner objektbezogenen Wünsche konfrontiert. Häufig kommt es dazu, daß weitere narzißtische Befriedigungen gesucht

werden, um das Defizit an Befriedigung auszugleichen. Das kann durch neue oder verstärkte Rollenidentifikationen geschehen, die dann nicht mehr aufgegeben werden können.

Wenn man diesen Überlegungen folgt, kommt man zum Schluß, daß die sich häufenden narzißtischen Persönlichkeitsstörungen strukturiert sind

¹⁰ Hier folge ich einer Anregung von Pier Francesco Galli, Bologna.

513

wie Perversionen (Morgenthaler, 1974). Defekte in der Besetzung des Selbst und der Objekte werden durch die Oberbesetzung narzißtischer Bedürfnisse kompensiert. Diese sind für die Erhaltung einiger Funktionstüchtigkeit unentbehrlich, ohne sie würde das Ich seine Stabilität verlieren. Da die soziale Situation eine narzißtische Kompensation des frustrierten Ichs und des defekten Selbst begünstigt, ist es zweifelhaft, ob narzißtische Persönlichkeitsstörungen noch pathologisch genannt werden dürfen: Gemessen an einer höheren Flexibilität und Toleranz des Ichs gegenüber den Triebansprüchen und an einer angenommenen Harmonie zwischen narzißtischen und objektbezogenen Bedürfnissen handelt es sich um schwere Störungen.

Gemessen an der geforderten Einordnung in die verwaltete Welt der Technik, der Produktion und des Kapitals sind „narzißtische“ Entwicklungen gelungene Lösungen, die das Ich, das mit seinen Rollen identisch geworden ist, zuwege gebracht hat.

Zahlreiche Dichter unserer Zeit haben solche Verhältnisse eindrücklich geschildert. Bertolt Brecht zeigt in „Im Dickicht der Städte“ einen Mann, der nicht einmal mehr einen Gegner findet, mit dem er kämpfend etwas erleben kann, wenn schon keine glücklichere Beziehung möglich ist, und der darum verzweifelt. Becketts Godot, auf den gewartet wird, kommt nicht; das Warten ist ausgefüllt durch Manifestationen narzißtischer Gewalt. In Boris Vians „Les bâtisseurs d'Empire“ wird kein Mensch mehr erwartet. Der Lebensraum, dargestellt als die ärmliche Wohnung des Protagonisten, wird enger, unbewohnbar. Am Ende jedes Akts gibt der Bedrohte dem „Schmürtz“, einem leblosen Popanz, der in der Ecke steht, eine fürchterliche Ohrfeige und zieht sich über eine immer engere Wendeltreppe in das nächsthöhere Stockwerk zurück, in eine Wohnung genau wie die frühere, mit einem „Schmürtz“ in der Ecke. Dies dreimal, in drei Akten. Man weiß nicht, ob die stufenweise Flucht nach oben noch weitergehen kann, wenn das Stück aus ist. Vielleicht bleibt kein Ausweg mehr.

In einer extrem entfremdeten sozialen Situation versagen die Möglichkeiten zur Anpassung. Es kommt zum psychologischen Zusammenbruch; die düsteren Visionen dieser Dichter schildern realistisch die seelische Wirkung unerträglicher Lebensumstände. In der Analyse versuchen wir,

dem Ich einen Verzicht auf seine unbewußt funktionierenden Anpassungsmechanismen zu ermöglichen, damit es zu einer aktiven Veränderung seiner sozialen Lage fähig wird. Das aktive Streben nach einer Veränderung unerträglicher sozialer Verhältnisse ist nicht nur eine ethische Forderung oder Folge einer politischen Entscheidung; dieser Kampf um ein besseres Leben ist auch eine unersetzliche Funktion des Ichs.

Sigmund Freud ist zu Beginn seiner psychoanalytischen Forschung da-

514

von ausgegangen, daß es die Lebensverhältnisse sind, welche die Neurosen erzeugen, und daß der Therapeut die Aufgabe hat, den Patienten zu einer aktiven Auseinandersetzung mit seiner Umwelt zu befähigen. Er schrieb 1895 in den „Studien über Hysterie“ (S.312):

„Ich zweifle ja nicht, daß es dem Schicksale leichter fallen müßte als mir, Ihr Leiden zu beheben: aber Sie werden sich überzeugen, daß viel damit gewonnen ist, wenn es uns gelingt, Ihr hysterisches Elend in gemeines Unglück zu verwandeln. Gegen das letztere werden Sie sich mit einem wiedergenesenen Seelenleben besser zur Wehre setzen können.“

(Anschrift des Verf.: Dr. Paul Parin, Utoquai 41, CH-8008 Zürich)

Summary

The Ego and the mechanisms of adaption. – The “ethnopsychanalytic” study of personalities belonging to different cultural areas and the attentive analysis of socially relevant attitudes in the classical psychoanalytical setting in Europe gave way to a renewed approach to Ego-psychology. Under the impact of social influences, mechanisms of adaptation are established which function automatically and unconsciously and provide a relative stability to the Ego structure. The description of three different mechanisms – called Group-Ego, Clan-Conscience and Identification with the (social) role – is mainly based on genetic and dynamic considerations. The vicissitudes, the functions and the deteriorations of these mechanisms are discussed. The spread of narcissistic disorders in today's industrial society may be derived from an increment of identifications with the role and a resulting overemphasis of narcissistic needs.

BIBLIOGRAPHIE

Erikson, E. (1959): Identität und Lebenszyklus. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1966.

Federn, P. (1936): Zur Unterscheidung des gesunden und krankhaften Narzißmus. In: Federn, Ich-Psychologie und die Psychosen, Kap. XVI. Bern/Stuttgart (Huber) 1956.

Fenichel, O. (1945): Psychoanalytische Neurosenlehre. 3 Bde. Olten (Walter) 1974 bis 1977.

Ferenczi, S. (1927) : Das Problem der Beendigung der Analysen. – In: Bausteine z. Psychoan., 3. Bern (Huber) 1938,1964.

– (1931): Aphoristisches zum Thema Totsein – Weibsein. – In: Bausteine z. Psychoan., 4. Bern (Huber) 1938, 1964.

Freud, A. (1936): Das Ich und die Abwehrmechanismen. München (Kindler) o. J.

Freud, S. (1895) : Studien über Hysterie. GW I, S.75-312.

– (1912/13): Totem und Tabu. GW IX.

– (1921): Massenpsychologie und Ich-Analyse. GW XIII, S. 71-161.

Grunberger, B. (1957): Essai sur la situation analytique et le processus de guérison. Rev. Franç. Psa.. 21. S. 375-458.

515

Hartmann, H. (1939): Ich-Psychologie und Anpassungsproblem. *Psyche*, 14, S. 81-164.

Kohut, H. (1971): Narzißmus. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1973.

Le Coultre, R. (1970) : Die Ichspaltung als zentrale Neuroseerscheinung. *Psyche*, 24, S.405-422.

Menzies, I. (o. J.): The Functioning of Social Systems as a Defence Against Anxiety. Tavistock Pamphlet No.3. London (Tavistock).

Mitscherlich, A. (1968): Aggression und Anpassung. – In: Marcuse, H. et al. (Hg.), Aggression und Anpassung in der Industriegesellschaft. Frankfurt/M. (Suhrkamp).

Morgenthaler, F. (1974): Die Stellung der Perversionen in Metapsychologie und Technik. *Psyche*, 28, S. 1077-1098.

Murphy, H. B. M. (1974): Theories of youth unrest in cross-cultural perspective. Austral. and New Zealand J. Psychiatry, 8.

Parin, P. (1969): Freiheit und Unabhängigkeit: Zur Psychoanalyse des politischen Engagements. *Psyche*, 23, S. 81-94.

– (1975): Gesellschaftskritik im Deutungsprozeß. *Psyche*, 29, S. 97-117.

– (1976): Das Mikroskop der vergleichenden Psychoanalyse und die Makrosozietät. *Psyche*, 30, S. 1-25.

–, F. Morgenthaler und Goldy Parin-Matthèy (1971): Fürchte deinen Nächsten wie dich selbst. Psychoanalyse und Gesellschaft am Modell der Agni in Westafrika. Frankfurt/M. (Suhrkamp).

Pollock, G. W. (1972): On mourning and anniversaries: The relationship of culturally constituted defensive systems to intrapsychic adaptive processes. *Israel Ann. Psychiatry and Rel. Disc.*, 10, S. 9-40.

Rapaport, D. (1951): The Autonomy of the ego. – In: Gill, M. M. (Hg.), *The Collected Papers of David Rapaport*, S. 357-367. New York/London (Basic Books) 1967.

– (1957): The Theory of ego autonomy. – In: A. a. O., S. 722-744.

Richter, H.-E. (1976): *Flüchten oder Standhalten*. Reinbek (Rowohlt).

Sandler, J. (1964/65): Zum Begriff des Über-Ichs. *Psyche*, 18, S.721-743 und S.812 bis 828.

– (1974): Gegenübertragung und Bereitschaft zur Rollenübernahme. *Psyche*, 30, S.297 bis 305.

Stierlin, H. (1975): *Von der Psychoanalyse zur Familientherapie*. Stuttgart (Klett).